Philosophie und Leben

3. JAHRGANG + 7. HEFT + JULI 1927

„Im Dienste der Volkseinheit erstrebt unsere Zeitschrift eine sachliche Aussprache der verschiedenen weltanschaulichen Richtungen."

Dieses Heft ist im Wesentlichen der Jugend gewidmet: teils kommt sie darin zu Wort, teils wird über sie gesprochen.

Pestalozzi an Jung-Stilling

Diesen hochbedeutsamen, bisher noch nicht veröffentlichten Brief an den Verfasser der unvergänglichen Autobiographie „Jung-Stillings Lebensgeschichte" (Reclam) verdanke ich Herrn Lehrer Georg Politsch, Nieder-Ramstadt bei Darmstadt. Er hat ihn von einer Urenkelin Jungs erhalten, einem Frl. Karoline Elisabeth Huth (geb. 19. 4. 1848 zu Seeheim a. d. Bergstraße, gest. zu Darmstadt 14. 1. 1923).

Heinrich Jung gen. Stilling (1740—1817) war 1787—1803 Professor der Kameralwissenschaften in Marburg; daneben war er als Schriftsteller und — Arzt, besonders als Staroperateur sehr angesehen. Gelegentlich einer Staroperation hatte er im September 1802 in Burgdorf (Schweiz) Pestalozzi persönlich kennen gelernt.

Das unzweifelhaft echte Original des Briefes hat mir vorgelegen. A. M.

An Herrn Hofrat Jung

den 8. 8br. 1802.

In der Unschuld der Kinderbrust schlug schon mein Herz.
Das Volk ist elend, ich mocht ihm helfen,
unbärtig, ungeschickt und aller Hilfe entblößt
griff ich als Jüngling das Werk an,
war in Armut und Elend Vater von Waisen;
fühlte, daß ich's sein konnte, lernte es zu sein.
Vermochte nicht es zu bleiben —
war doch nichts anderes,
konnte nichts anderes sein,
und vermochte es doch nicht zu bleiben.
O Gott! 30 volle Jahre war ich da ganz nichts
und vermochte doch nicht
wieder zu werden,
was ich allein sein wollte.
O Gott, 30 volle Jahre
konnte ich den Faden nicht wieder anknüpfen
wo ich ihn gelassen und lebte so lange
das Leben des Wurmes, — den der Wanderer

unter ſeinen Füßen zertritt,
ohne daß er es weiß —
Meine Sinne ſchwanden,
mein zerriſſenes Ich
war nicht mehr ſich ſelbſt gleich,
O Jung — ich erlag,
ich verlor mich ſelbſt,
nur nicht die Liebe;
ich verlor die Liebe nie,
Wenn ich im tiefſten Elend nur wieder
ein Kind fand, — es auf meinen Schoß ſetzte
und anſah, — wenn ich nur dies tat,
ſo ſchwand der Eindruck aller meiner Leiden
und die ſchwarze Verzweiflung
tobte nicht mehr in meinem Buſen.
Aber meine Kräfte ſchwanden, — ich ſchien demnach
unrettbar verloren,
für alles,
für mein Weib, — für mein Kind,
für alles verloren.
In dieſer Nacht meines Seins, —
in dieſem Tod meines Selbſt
reifte ich zu dem was ich bin
und zu allem was ich getan,
und plötzlich zeigte ſich wieder ein Strahl,
daß ich wieder werden konnte,
was ich immer werden wollte.
Da trieb's mich, wie wenn ein Himmliſcher
mich geiſelte.
Jetzt ward ich in meiner Schwachheit ſtark,
Ich vollendete, was ich nicht ahnte;
ich lehrte, was ich nicht konnte,
ich zeigte den Weg, den ich nicht wußte.
Die Wage ſchnellte.
Das Glück zweier Jahre
wog jetzt das Elend der 30 wieder auf.
Ich bin gerettet,
ich bin Vater der Waiſen,
ich habe Kinder, — ich habe wieder Kinder,
ich kann lieben, ich kann wieder lieben —,
jetzt wallet mein Herz wieder froh,
aber wenn Sie jetzt — Menſchenkenner, wenn Sie jetzt —

in meinem Frieden noch Spuren
des unvertilgbaren Tobens,
der unvertilgbaren Zerrüttung
in mir finden,
wie ich sie selbst in mir finde,
dann tragen Sie der Menschennatur Rechnung,
Sie hören nicht auf die Stimmen der Menschen.
Nein, Nein, Nein. Sie —
Sie tragen eben meinem Leiden Rechnung
und meiner Liebe
und der Dauer meiner Leiden
und der Dauer meiner Liebe
und der urplötzlichen Rettung
und ihrer[1]) Verführung.
O Menschheit, o Vater!
Der zerrissene, lange, lange
in seinem Blut liegende Wurm
als die am Felsen[2]) groß sich sonnende Schlange —
und ist es ihm zu verzeihen.
O Vater! ich will nichts mehr auf Erden
Aber versagen[3]) Meiner Wehmut
und meiner Zernichtung Ihre Hand nicht
um mein Herz zum hohen[4]) Streben
nach Gott und Vollendung
nach der ich dürste — zu erheben.

Pestalozzi.

Zusatz Jungs: eigene Hand des Herrn Pestalozzi

Jung.

Philosophie und alkoholfreie Jugenderziehung

Von Reinhard Strecker, Berlin

Das Spinozaheft der Kantstudien bringt eine feine Würdigung des großen Philosophen aus der Feder von Prof. Dr. Theodor Ziehen. Darin ist wohl mit Recht hervorgehoben, daß sich das einzelne Ich in der praktischen Philosophie nicht ebenso leicht beiseite schieben lasse wie in der theoretischen. Wenn sich Spinoza die Lösung dieses Problems zu einfach vorstellt, so mag dabei mitsprechen, daß bei ihm persönlich das theoretische

[1]) Der Menschnatur oder der Rettung (? D. Hg.). [2]) Lesung unsicher. [3]) Ergänze: Sie (? D. Hg.). [4]) Lesung unsicher.

Interesse so stark entwickelt war, daß ihm dessen Befriedigung mehr Glück bereitete und besser über die auch ihm wahrhaftig nicht erspart gebliebenen Widerwärtigkeiten des Lebens hinweghalf, als das bei Durchschnittsmenschen der Fall zu sein pflegt. Ferner wird zu berücksichtigen sein, daß die Begriffsreihe Utilitarismus — Eudaemonismus — Altruismus — Sozialismus gerade erst in der Philosophie der folgenden Jahrhunderte zur näheren Bearbeitung kam. Aber wenn auch bei Spinoza die einschlägigen Begriffe noch nicht so unterschieden werden, wie es in der modernen Wertphilosophie geschieht, so sollten wir uns doch davor hüten, ihm gar zu primitive Auffassungen zu unterstellen, wie es in manchem Jubiläumsartikel leider zu beobachten war. Auch ganz moderne sozialistische Ideen hängen letzten Endes noch mit den entwicklungsfähigen Keimen zusammen, die wir bei dem tapferen Verfasser des „theologisch-politischen Traktates" finden. Es gibt in der Tat, wie es eine gemeinsame Wahrheit gibt und eine Kritik der „reinen" Vernunft, auch ein vernunftgemäßes Handeln, und eine Kritik der „praktischen" Vernunft, in welch letzterer Beziehung die Menschen ebenso in ihren Interessen und Taten zur Übereinstimmung gelangen können wie das theoretisch im Erkennen von Wahrheiten der Fall ist. Wo die Menschen ihren „Affekten" folgen, wo sie von rein egoistischen Interessen, von trägen Gewohnheiten und blindem Aberglauben beherrscht werden, da müssen sie in Widerspruch und Streit miteinander geraten. Menschen, die Vernünftiges wollen und die die Verwirklichung der Vernunft wünschen, bekommen notwendigerweise gemeinsame Interessen und werden dadurch zu einer höheren Einheit verbunden. Wie sich der theoretische Mensch beseligt fühlt, wenn er in Erkenntnis von Wahrheiten die Einheit mit allen anderen Erkennenden und mit der ewigen Wahrheit zu erleben sich bewußt wird, so kann sich der praktische Mensch in ähnlicher Weise beseligt fühlen, wenn er bei seinen Taten den Anschluß an das zu verwirklichende Vernunftreich, an das „Reich Gottes", zu finden überzeugt ist, mag er dabei auch noch so bitter unter den Widerständen der Unvernunft im Leben zu leiden bekommen.

Ich habe jüngst in Wien den ersten österreichischen Kongreß für alkoholfreie Jugenderziehung in der Charwoche mitgemacht. Er war mir wie eine Illustration zu dem oben Gesagten. Ich konnte übrigens diese Gedanken auch auf dem Kongreß selbst unter stürmischer Zustimmung aller Teilnehmer zum Ausdruck bringen. Was waren da nicht für Gegensätze vereinigt! Die antisemitisch orientierte „Deutsche Gemeinschaft"! Die strenggläubigen katholischen Erzieher! Die gegen alle Kompromisse mit den bürgerlichen Parteien mißtrauischen Sozialisten! Da stehen Weltanschauungen nebeneinander, die sich gegenseitig zu überwinden trachten und die sich unter Umständen sogar mit mehr oder weniger gewaltsamen gesetz-

geberischen Methoden gegenseitig zum Verschwinden bringen möchten. Hier aber hat sie ein erkennbares vernünftiges Ziel zusammengeführt: Den wachsenden Gefahren des Alkoholismus gegenüber kann kein verantwortungsbewußter Erzieher mehr die Augen schließen. Das Alkoholangebot wächst erschreckend von Jahr zu Jahr, nicht mehr von natürlichen Bedürfnissen der Menschen, sondern lediglich vom Profitinteresse des Alkoholkapitals hochgetrieben. Die aufdringliche Reklame, an der sich neuerdings sogar der Staat beteiligt, hängt damit zusammen. In allen Straßen und Gassen sind die Schankstätten, die vornehmen und die geringen, in Konditoreien und Kolonialwarengeschäften, im Flaschenverkauf und Straßenhandel ergießt sich die Flut. Mit naturgesetzlicher Notwendigkeit steigt andererseits die Zahl der Kranken, der Irrsinnigen, der Verarmten und der Verbrecher, je mehr Alkohol in den Volkskörper hineingepumpt wird. Zu dieser tatsächlichen Entwicklung steht in erschütterndem Kontrast die fortschreitende wissenschaftliche Einsicht in Wesen und Wirken des Alkohols. Seit einem Menschenalter wissen wir, daß wir es in ihm mit einem narkotischem Gifte zu tun haben. Seit einem Menschenalter zeigen uns sorgsam angestellte Experimente und gewissenhafte statistische Beobachtungen, was auch kleine Quantitäten für die Arbeitsleistung oder für die Nachkommenschaft bedeuten. So haben wir auch hier den großen Widerspruch zwischen Vernunft und Unvernunft.

Das Geschäftsinteresse des Alkoholkapitals steht in unversöhnlichem Gegensatz zu den Vernunftinteressen der Menschheit. Es ist mit der Idee des „Reiches Gottes" unvereinbar. Um so fester dagegen bildet sich die Einheitsfront aller derjenigen heraus, welche entschlossen sind, auch in scharfem Kampfe wider die Unvernunft das Vernünftige zu verwirklichen. Das aber heißt hier: Zunächst einmal die Jugend von den narkotischen Wirkungen des Alkohols frei zu halten. Es ist der Teufel, den Goethe in seinem Faust zu dem jungen Studenten sprechen läßt:

Verachte nur Vernunft und Wissenschaft,
Des Menschen allerhöchste Kraft,
So hab' ich dich . . .

Der Alkohol ist es, der das klare Denken trübt und in vagen Stimmungen untergehen läßt. Das Alkoholkapital ist es, das die vernünftige Aufklärung über das Wesen des Alkohols mit allen Mitteln zu verhindern trachtet.

Und wir denken an den anderen Spruch Goethes, der sich auf die praktische Philosophie bezieht:

Wer immer strebend sich bemüht,
Den können wir erlösen.

Auch die Willenskraft, die den Menschen anspornt, unermüdlich an sich selber zu arbeiten, und sich zu immer edlerem Menschentum zu erheben, sie wird wie mit Bleigewichten durch die alkoholischen Lähmungen niedergehalten. Von welcher Seite aus auch der Erzieher diese Bedrohung der jugendlichen Entwicklung ins Auge fassen mag, er wird es nie anders tun können als mit dem stärksten Verlangen, sie zu beseitigen. Da setzt sich der katholische Katechet mit der Hochzeit von Cana auseinander oder mit dem in der Bibel so oft zu Vergleichszwecken herangezogenen Bilde von Reben und Trauben. Da denkt der „arisch" orientierte Politiker an die Bewahrung der „Rasse" vor der körperlichen und moralischen Degeneration; da denkt der Sozialist an das wechselseitige Miteinanderverbundensein aller Menschen und die sich daraus ergebenden Verantwortungen. Immer ist der Beifall ein allgemeiner, wo man den ernsten Willen spürt, dem gemeinsamen Feinde, dem Alkoholaberglauben, so oder so, Boden abzuringen. Immer bleibt die Diskussion freundschaftlich und sachlich. Im „Vernünftigen" finden sich die Menschen, die durch ihre „Affekte" so leicht auseinandergerissen werden.

Jedenfalls sollten wir im Kampfe gegen den sogenannten „Intellektualismus" unterscheiden zwischen wirklich überflüssigem Gedächtniskram, speziellem Berufswissen und allgemein lebenswichtigen Kenntnissen. Zu den letzteren gehört ohne Zweifel das Wissen über die Gefährlichkeit des Alkohols. Vor allem der Lehrer müßte dieses Wissen in einem der modernen Forschung entsprechendem Maße besitzen. Der Weg von der richtigen Einsicht zum richtigen Handeln mag noch weit sein, weil auf ihm all die mannigfachen Hemmungen des Willens liegen; er ist aber auf alle Fälle unendlich viel näher als der Weg von Unwissenheit und falschem Denken zum richtigen Handeln. Planmäßig geforderte Aufklärung wird deshalb immer der erste Schritt der alkoholfreien Jugenderziehung sein und bleiben. Sie kann freilich überzeugend nur von Erziehern gegeben werden, die selbst die richtige Praxis mit der richtigen Theorie verbinden. Das ist die erhöhte Verantwortlichkeit, die nun einmal von jeher mit dem pädagogischen Berufe verknüpft ist. Da sind die Österreicher weiter als wir in Deutschland. Ein volles Drittel der Mitglieder des deutschen Bundes enthaltsamer Erzieher wird von den Österreichern gestellt. Nicht unbeteiligt daran dürfte der Umstand sein, daß auch hohe und höchste Staatsbeamte hier in Österreich dem Bunde angehören, allen voran ist Bundespräsident Hainisch selbst Abstinent, der die Güte hatte, den Verfasser dieser Zeilen als Vorsitzenden des Gesamtbundes in längerer Audienz persönlich zu empfangen und ihm die vollste Zustimmung zur Arbeit des Bundes auszusprechen. Wie oft bekommen wir in Deutschland die wohlfeilen konventionellen Redensarten zu hören, hinter denen keine Taten stehen; die womöglich zum Ausdruck bringen, daß man unsern

„guten Willen“ anerkenne, auch wenn man uns eigentlich doch für zu „radikal“ halte. Mit welch anderm Gewicht fallen die Worte dieser österreichischen Behördenvertreter und Universitätsvertreter in die Wagschale, wenn man von ihnen weiß, daß sie selbst Mitglieder unseres Bundes sind. Statt gönnerhafter Leutseligkeit wirklich ernsthafte Mitarbeit! Auch der Staatsmann Erzieher! Und auch der Gelehrte nicht nur in der theoretischen Philosophie, sondern auch in der praktischen, Vertreter des Vernunftinteresses!

Vernunft aber in dieser Weise praktisch betätigt, ist nichts anderes als Menschenliebe. Bei Spinoza selbst entspringt aus der theoretischen Vernunft der amor intellectualis Dei. Und bei Goethe klingt beides zusammen:

Da reget sich die Menschenliebe,
Die Liebe Gottes regt sich nun.

Typen jugendlicher „Suchender“

Von E. Brennecke

So mannigfaltig die Veranlagungen junger Menschen, die von einem inneren Suchertum bewegt werden, auch sein mögen, so lassen sich — nach meiner Erfahrung — doch wohl zwei grundverschiedene Typen unterscheiden. Die einen besitzen von Haus aus einen ziemlich unbekümmerten Ausdruckswillen, alle ihre Erlebnisse in einem Tagebuch niederzulegen, wogegen den anderen ein solcher Wille zum schriftlichen Ausdruck völlig oder doch fast völlig fehlt. Diese suchen sich in mündlicher Aussprache mit verständnisvollen Menschen von der Unruhe ihres gefühlstiefen Innenlebens zu befreien.

Fehlt dagegen sowohl das schriftliche wie auch das mündliche Ausdrucksverlangen, dann scheint mir die Möglichkeit, allgemein Hilfe für die Klärung und innere Befreiung dieser Seelen aufzuzeigen, kaum gegeben zu sein.

Der erste Typ nun gewinnt beim Niederschreiben bald einen gewissen Abstand von den inneren Erlebnissen, steht dann den Dingen mit dem Gefühl einer gewissen Unabhängigkeit gegenüber und erreicht durch einen — wenn möglich ausgefeilten — schriftlichen Ausdruck leichter größere Klarheit und Übersicht über die durchgekämpften Erlebnisse. Dabei erfährt er, wenn auch unbewußt, durch die Tätigkeit der Gestaltung eine gewisse Schaffensfreude und das, wenn auch vorübergehende Gefühl der inneren Befreiung.

Der Selbständigkeit gegenüber, die sich hierin zeigt, offenbart sich beim zweiten Typus — in dem Verlangen nach mündlicher Aussprache über die

inneren Bewegtheiten mit verständnisvollen Menschen — ein gewisses Anlehnungsbedürfnis. Für ihn ist es daher viel schwerer, sich klar über die Bedeutung seiner inneren Erlebnisse zu werden, weil er zugleich die Eindrücke mit verarbeiten muß, die er von dem Partner der Diskussion erhält. Stößt ein Kämpfer dieses Typs noch auf Verständnislosigkeit oder gar Ablehnung, so wird seine innere Entwicklung durch die Unterhaltung mehr gehindert als gefördert. Er findet dann keinen Ruhepunkt der Besinnung mehr, von dem aus ihm sein inneres Sein und dessen Entwicklung offenbar werden kann.

Derartige Standpunkte der Ruhe besitzt dagegen der erste Typ und gewinnt sie immer wieder, sobald er sich von den neueintretenden Erlebnissen durch schriftliche Gestaltung befreit. Kommt es ihm auch nicht zum Bewußtsein, seinem inneren Werden fühlt er keinen dauernden Widerstand entgegengesetzt.

Man kann wohl drei Hauptstufen, die aus mehreren Unterstufen bestehen, unterscheiden, über die die geistige Entwicklung junger Menschen schreiten will. Auf den ersten herrscht das Aufnahme- und Eindrucksverlangen vor, auf den zweiten steht das Erfassenwollen des Sinnzusammenhanges im Vordergrunde, auf den letzten Hauptstufen schließlich herrscht der Drang zur Wertgestaltung vor. Wieviel Stufen erreicht werden, hängt natürlich von den besonderen Veranlagungen ab. Ist eine vielseitige Eindrucksfähigkeit vorhanden, dann werden von den verschiedenen Richtungen her die ersten Stufen immer wieder erstiegen werden müssen. Bei mehr einseitiger Veranlagung dagegen werden leichter die höheren Stufen, wenn auch nur von einer Seite aus, erklommen werden. Jedenfalls — so meine ich — können sich die jungen Menschen des ersten Typs in dem natürlichen Wachstum ihrer inneren Entwicklung nicht wohl grundsätzlich gehemmt fühlen, da ja der Drang zur schriftlichen Niederlegung zum Ziel der letzten Stufen strebt, und damit wächst ihnen das Gestaltenwollen zum höchsten Wert. Wie oft auch ihre Seele durch die Stürme, die darüber hinwegbrausen, erschüttert werden mag, durch den Besitz ihrer Aufzeichnungen erfahren die Vertreter des ersten Typs die reiche Mannigfaltigkeit ihrer Erlebnisse, und das Bewußtsein dieses sichtbaren Reichtums wird sicher oft das gestörte Gleichgewicht der Seele wiederherstellen.

Als Vertreterin dieses ersten Typs will mir nach dem, was ich von ihr in „Philosophie und Leben" gelesen habe, Frau Paula Messer-Platz gelten. Trotz der tiefen Leiderlebnisse, die sie in ihren Tagebuchblättern „Elmau" schildert, zeigt mir ihr Ausruf auf Seite 292 des Septemberheftes 1926 „Mein Tagebuch bei mir zum letzten Überblick — das wird ein reicher Tag werden", daß sie — ohne es wohl zu ahnen — schon

in jungen Jahren in ihrer Ausdrucksfreude eine Gottesgabe besaß, die ihr immer wieder große Linderung ihrer Herzensnot schenkte.

So schwer drückend und verzweiflungsvoll also auch beim ersten Typ all' die Kümmernisse auf dem Herzen lasten mögen, ihm winkt doch nicht allzuspät die größere Aussicht auf eine gewisse Erlösung. Denn der Ausdruckswille ist ja sein Lebenswille, der schließlich mit überlegener Verstandeskraft der Befreier seines empfindsamen Gemütes von all' den Erschütterungen werden will.

Ganz anders ist die innere Verfassung bei den jungen Menschen des zweiten Typs, wo das Ergriffenwerden und das Gebanntsein durch die Eindrücke, sowie der Drang, durch die restlose Hingabe an das absolute Geltensollen der Ideen zur Befreiung zu gelangen, so groß ist, daß sie gar nicht den nötigen inneren Abstand gewinnen können, der zur schriftlichen Niederlegung unbedingt erforderlich ist. Diese jungen Menschen empfinden es oft als eine Versündigung an den reinen Regungen ihres Herzens — nun mit dem Bleistift in der Hand — in kühler Verstandestätigkeit ihre Erlebnisse niederzuschreiben. Ihre Empfindungen sind oft so fein verzweigt, daß sie zu Überlegungen darüber drängen, ob denn die Sprache mit ihren vielen Unzulänglichkeiten in logischer und sonstiger Hinsicht überhaupt die Möglichkeit zur Ausdrucksgebung bietet. Versuchen diese jungen Menschen daraufhin, beeindruckt durch die Sprüche indischer Philosophen, ihre Befreiung im großen „Schweigen“ zu finden, dann stellt sich bald der natürliche jugendliche Lebensdrang dem entgegen und bringt sie bei der nächsten Gelegenheit doch wieder dazu, sich mündlich zu äußern, ohne einmal zu prüfen, ob wohl Aussicht besteht, Verständnis zu finden. Schmerzvoll enttäuscht, dies nicht gefunden zu haben, wollen sie dann wieder ihre große Einsamkeit aufsuchen. Aber auch hier werden sie, je länger, je mehr, hin und her gerissen von all' den Antinomien, die sich ihnen bei der weiteren Verfolgung ihrer Ideen, denen sie sich doch so ganz restlos hingeben wollen, auftun.

Wie kann man solch' jungen Kämpfern den Weg zu ihrer Selbstbefreiung zeigen? Und ein solcher Wegweiser ist ja das Einzige und Höchste, was gegeben werden kann, worüber hinaus auch der Mensch, der es am besten mit ihnen meint, nichts zu geben vermag.

Junge Menschen suchen die Ursachen ihres Leides fast nur im Gegenständlichen ihrer Erlebnisse. Sie ahnen vielfach gar nicht, wie weit ihre eigene Seele es ist, die in ihrem tiefen Ergriffenwordensein sich ihres eigentlichen Wertes nicht bewußt werden kann. Deshalb muß solch' jungen Menschen klar zum Bewußtsein gebracht werden, daß es die eindrucksvolle Seele ist, die den erlebten Ideen erst den großen Wert des absoluten Geltensollens gibt, und daß ohne die Menschen, die um Wahrheit kämpfen, Ideen gar nicht wirken können. Das ursprünglich Wertvolle bei

all' diesem Ringen sind nicht die Ideen an sich, sondern der Mensch in seinen geistigen Kämpfen, wodurch die Ideen erst ihren Sinngehalt gewinnen. Sich dieses großen Wertes der eigenen Erlebnisfähigkeit bewußt zu werden, wird für diese Kämpfer, die ihren Ideen in Treue weiter dienen müssen und wollen, Pflicht. Daß es etwas Heiliges ist um ein reines Lebensgefühl, aus dem erst eine so tiefe Erlebnisfähigkeit quillt, und daß es um so stärker empfunden werden muß, je größeren Eindruck die Ideen hervorrufen, muß zur tiefsten Überzeugung reifen. Den nachhaltigsten Eindruck rufen in diesen Jahren die Ideen um Gott hervor und da erleben die jungen Menschen viel Pein in dem Gedanken, daß die Eigenschaften Gottes — die Idee der Allgüte, der Allgerechtigkeit, der Alliebe — sich gar nicht widerspruchslos logisch durchdenken lassen. Für manchen kann es dann wohl ein Wegweiser sein, wenn er erfährt, daß es ganz allgemein die tiefste Aufgabe des forschenden Menschengeistes bleibt, die erlebten Ideen in widerspruchslose Übereinstimmung zu bringen. Ohne lebensfreudige Ausdrucksbejahung ist diese Aufgabe aber keineswegs zu lösen. Für die Bewertung der wissenschaftlichen Leistung des menschlichen Geistes ist es natürlich von ausschlaggebender Bedeutung, wie weit diese widerspruchslose Zusammenstimmung gelingt. Würde sie restlos gelingen, dann wäre damit dem forschenden Geiste seine Aufgabe genommen, die er zur Entwicklung und Reife unbedingt notwendig hat. So wie hier allgemein ist es auch beim einzelnen Kämpfer. Sieht er die ihm gestellten Probleme als Aufgabe an, die er nicht von sich genommen haben möchte, sondern die er unbedingt versuchen muß zu bewältigen, dann wird ihm die Reife und damit das höhere Lebensgefühl kommen.

Die Erkenntnis dieses Zusammenhanges müßte an sich schon eine Steigerung des Lebensgefühles für einen solchen Kämpfer bedeuten. Es muß dabei klar werden, daß ein erhöhtes Lebensgefühl nur gewonnen werden kann in dem Bewußtwerden einer reicheren Erlebnis- und Schaffensfähigkeit. Nicht durch rein rezeptive Beschaulichkeit, sondern durch produktive Gestaltung kann sich dieser eigene innere Reichtum entwickeln, am besten geschieht das in der Entfaltung derjenigen Ideen, die das Innere gerade bewegen. In mündlicher Aussprache allein können solche Ideen niemals zur Vollendung reifen, das Spiel oder der Kampf der Diskussion gibt nicht die Ruhe und Selbstgesetztheit dazu. Nur die schriftliche Niederlegung, die im Anfang des Bemühens oft wiederholt um- und neugeformt werden muß, vermag hier die Gestalt zu schaffen, die die Erlebnisse des jugendlichen Ringers in ihrem Wesen am besten zum Ausdruck zu bringen vermag.

Zur Steigerung des Willens hierzu dient es wohl sehr, wenn an der Entwicklung großer Menschen gezeigt wird, welche Bedeutung der Aus-

drucksdrang schon in jungen Jahren für ihre geistige Entwicklung gehabt hat. Noch eindrucksvoller wird es sein können, wenn darauf hingewiesen wird, daß selbst die forschende Menschheit ihre Ausdrucksmittel im steten Kampfe mit dem Gegenstande der Forschung hat heranbilden müssen. Das zeigt am besten die Geschichte der exakten Naturwissenschaften, in der weiteres Fortschreiten in der Forschung immer nur dadurch möglich geworden ist, daß mit den jeweils zur Verfügung stehenden mathematischen Ausdrucksmitteln versucht wurde, die Naturvorgänge restlos zu erfassen. Überall da, wo dies dann nicht gelang, war der stärkste Anstoß zur Verfeinerung und Vertiefung der mathematischen und physikalischen Sprache gegeben. Damit gelang es dann, tiefer in diese und andere Gebiete der Naturerscheinungen einzudringen.

So bleibt es auch die Aufgabe eines jeden nach Wahrheit strebenden Menschen, zunächst einmal mit den ihm zur Verfügung stehenden Ausdrucksmitteln seine gegenwärtigen Erlebnisse zur Gestaltung zu bringen. Sein Ausdrucksvermögen wird dann an diesem Tun, je länger, je mehr, wachsen und ihn befähigen, neue Erlebnisse in ihren weitergehenden Feinheiten zu erfassen. Auch jede schriftliche wiederholte Auseinandersetzung mit gelesenen Büchern dient dem gleichen Zweck. Nur im Wechselspiel ruhiger Aufnahme der Eindrücke und in dem ehrlichen Ausdruckgebenwollen gelangen wir in die Tiefen unseres Seins, wo der Kristall verborgen liegt, in dem sich die Wahrheit spiegelt.

Ich darf in einem Bilde zusammenfassen, worin mir die Hinweise für die Hilfe unserer jungen Leute zu liegen scheinen: Das leidvolle Erleben von Ideen bedeutet, daß Samenkörner in den Boden der jungen Seele gesetzt worden sind, die reifen wollen. Wäre der Boden der Seele unfruchtbar wie Fels, dann würden keine schmerzvollen Empfindungen in ihm sein. Der fruchtbare Boden vermag auf die Dauer den treibenden Kräften der wachsenwollenden Ideen nicht Einhalt zu tun, vielmehr ist es seine Bestimmung, die Samenkörner reifen zu lassen. Dazu gehört die Sonne, die mit ihren wundersamen Strahlen die schlummernden Gestaltungskräfte weckt und immer größer und mächtiger werden läßt. So einfach die werdende Gestalt der Körner auch erst ist, in ihnen ruht, je weiter sich aus ihnen die Pflanze entwickelt, um so stärkere Gestaltungskraft. Die Sonne für die Ideen ist der Ausdruckswille des jungen Kämpfers. Mag die gestaltenwollende Kraft zunächst auch gering sein, je mehr die Idee zu wachsen beginnt, um so größer wird auch die Gestaltungskraft in ihr, diese will jene zum Blühen bringen und zur Frucht reif werden lassen. Damit haben die Gestaltungskräfte ihre höchste Bestimmung gewonnen. Hat der Mensch durch sein unablässiges Streben, erfüllt von tiefer Ehrlichkeit gegen sich, seine Kräfte zu dieser Fähigkeit, Früchte zu bringen, gebracht — und seien sie auch noch so bescheiden — dann ge-

winnt er damit die Befreiung von dem unruhigen Drängen der in ihm ruhenden, unerlöſten Kräfte.

Ich kann nur wünſchen, daß die Zeitſchrift „Philoſophie und Leben“, „der jeder willkommen iſt, der etwas Tüchtiges zu ſagen hat“, manchen jungen Kämpfer im Ausdruckswillen ſtärken und ihm ſo Hilfe geben möchte.

„Perverſität der Zeit?“ (Ein pſychologiſcher Verſuch)

Von einem Studenten

Wer würde leugnen, daß unſere Zeit, geiſtig genommen, von jener leiſen Ironie des Ausgeſchöpftſeins bebt? Jener ſchmerzliche Zug ins Perverſe, der nicht nur die Kunſt, ſondern auch vor allem das Verhältnis der beiden Geſchlechter durchzittert, jenes hypernervöſe Schaffen in der Technik, das disharmoniſche Extrem im Genuß geiſtiger und materieller Linie, jenes Bewundern alles krankhaft Großen im Bauwerk und das uneingeſchränkte Herrentum des Geldes, ſind es nicht Zeichen des Verfalles?

Immerhin! Nicht jene ſind, die denken, ſondern nur die, die handeln. Und wo wirkt die Tat, der wilde Schrei des eigenen Blutes erlöſender als im Geſchlechtsleben? Aber wo blieb ſie, die fürſtliche, wilde Sünde unſerer Ahnen? Wurde ſie uns nicht zum Götzen des Geldes? Oder war unſer Ich, das Ich, das in uns und nicht mit uns iſt, das Triebleben, vergiftet vom ununterbrochenen Schaffen der Jahrtauſende? Erleben wir nicht alle dieſe Frage, wenn auch gewiß in weit verſchiedenen Graden, was Tiefe, Deutlichkeit und Kontemplation anlangt?

Eine Einſchränkung möchte ich noch einfügen. Nicht von jenen Menſchen darf ich hier ſprechen, die vollſaftig zwiſchen Natur aufwuchſen, feſt und ſtämmig aus der dampfenden Erde wucherten — der Landbevölkerung. Nicht ſie iſt es heute mehr, die Kultur machen könnte, ſie kann ſie höchſtens haben. Aber wo liegt das Zentrum unſeres geſamten wirtſchaftlichen, intellektuellen und äſthetiſchen Lebens? Doch wohl unbeſtreitbar in jenen grandioſen Steinwüſten, die ſchon a priori wider alle Natur ſind, in den Städten. Keinem Landmenſchen wird es einfallen, ſich über die Stadt bezüglich des Intellektuellen zu ſtellen, ich meine de facto. Wenn man natürlich auch als Bauer mißtrauiſch oder gar verächtlich den Städter betrachtet, ſo iſt der tiefſte Grund eben jenes inſtinktive Bewußtſein der gefürchteten, ironiſchen Geiſtesüberlegenheit des Städters, der die Landwirtſchaft — auch als Großgrundbeſitzer — letzten Endes ebenſo in

der Hand hält wie alle anderen Güter menschlichen Schaffens. Diese These gilt für alle Zeiten, sofern sie nur angefangen hatten, in feste Formen überzugehen, ist aber für die folgenden Betrachtungen, die den entscheidenden Entwicklungs- oder Zerstörungsfaktor der alten Kultur treffen sollen, entscheidend.

Kehren wir zurück zu jenem Thema „Mann und Weib". Man kann füglich behaupten, daß in der Tat dieses wechselseitige Verhältnis nicht nur einen untrüglichen Gradmesser für den Entwicklungsstand einer Kultur und ihres Bereiches darstellt, sondern sogar stets und immer den „Zeitgeist" entscheidend beeinflußt hat. Es ist ein weit verbreiteter Irrtum, daß der Bubikopf beim Weibe und die Weiberfrisur beim Manne eben jenem Zeitgeist entspringen sollen, der heute herrscht. Nein! Jenes verkehrte Verhältnis der beiden Geschlechter zueinander — zunächst rein äußerlich genommen — folgt automatisch aus dem Greisenalter unseres Kulturseins — mußte folgen, nicht weil es modern, sondern naturnotwendige Folge einer Übersättigung ist, die genau so als untrügliches Zeichen des kommenden oder schon stattfindenden Verfalles bei allen hochkultivierten Völkern des Altertums auftrat.

Man werfe mir nicht vor, daß ich hausbacken sei, indem ich gegen die Gleichstellung von Mann und Weib meine Stimme erhebe. Gewiß! Diese Gleichstellung ist nützlich, wertvoll und gut, aber unter Berücksichtigung ihres tiefsten Zweckes und Sinnes, über den man später noch einiges finden wird.

Warum aber kam diese Gleichheit in so krasser Weise zustande? Ich möchte beinahe annehmen, daß nicht nur äußerlich bei uns eine absolute Vermännlichung des Weibes eingetreten ist, sondern auch innerlich. Das Weib sucht sich dem Manne gleichzustellen, der ihr auch willig dieses Recht einräumt. Sie treibt männlichen Sport und Beruf — Hockey, Fußball, Faustkampf, Juristerei, Theologie, Technik usw. — sie beschäftigt sich damit, sage ich, und damit ist der Konkurrenzkampf zwischen beiden Geschlechtern nun schon nicht mehr äußerlich, der Kleidung nach, sondern auch körperlich und intellektuell gegeben. Daß damit die überlegene Position des Mannes im Sexuellen — die ein gesundes Weib unbedingt als geistiges oder körperliches Übergewicht vom Manne fordert, ehe sie sich ihm hingibt — eine immer schwerer zu behauptende wird, liegt auf der Hand. Ja, in vielen Fällen — Hut ab vor der Frau! — liegt diese Überlegenheit beim Weibe oder beide Partner empfinden es wenigstens so, und trotzdem kommt ein sexueller Verkehr zustande. Warum? Auf welcher Basis? Um es glatt herauszusagen: Aus innerer Not, und zwar beim Weibe. Sie findet einfach keinen mehr, den sie als über sich stehend anerkennen könnte, und trotzdem schwingt der unerbittliche Gott Eros unablässig seine grausame Peitsche. Das auf dieser Kompromißgrundlage

eingegangene freie oder eheliche Verhältnis mit einem Mann muß aus der ganzen Vorgeſchichte heraus ein unmoraliſches ſein, denn nach Kant iſt nun in der Tat „ein Vertrag zur Befriedigung beiderſeitiger Bedürfniſſe abgeſchloſſen“. Daß dieſe Unmoral keine gewollte iſt, muß nach dem Geſagten zugegeben werden. Immerhin iſt ſie aber vorhanden, woraus folgt, daß das ſexuelle Verhältnis unklar und verdorben iſt.

Kann ein Mann oder eine Frau, die unbedingt klar ſehen wollen, und doch nicht die Gründe ihres Unbefriedigtſeins verſtehen, bei dieſer Situation, die doch unbedingt ſchief iſt, ſtehen bleiben? Schwächliche Kompromißnaturen tun es ſicherlich, wie wir es in ungezählten Fällen ſehen, wo ein gleichgültiges Nebeneinanderleben ſchließlich oberſtes Hausgeſetz geworden iſt. Aber wie oft iſt ein ſolches Verhältnis auf die Dauer unerträglich?

Zwei Möglichkeiten führen zur Auflöſung, die mindeſtens von einem Teil im gedachten Falle herbeigeführt wird. Entweder der Bruch, die Trennung. Sie iſt heute ſchon zu einer ſolchen Krankheit geworden, daß eben Eheſcheidungen an der Tagesordnung ſind.

Die zweite Löſungsmöglichkeit des inneren Geſpanntſeins zweier feſt verbundener Menſchen — wozu diesmal beide erforderlich ſind — iſt eine ſolche, die zwar erſchreckend häufig und demjenigen, der nie die Spiele der Liebe ſpielte, ſchwer zugänglich iſt: Ich meine die einfache Umkehrung des Mannes zum Weibe und des Weibes zum Manne.

Damit iſt der ſeeliſche Knoten ſchnurſtracks mit dem blanken Schwert zerhauen. Daß dieſe Löſung eine für den Fortſchritt einer Kultur negative Wirkung haben muß, iſt nur logiſch. Da das Weib an ſich unfruchtbar iſt zur Schöpfung unſterblicher Meiſterwerke und der Mann ſich ſelber zum ſterilen Haremsſklaven macht, ſo kann ein königliches Schaffen füglich nicht mehr erwartet werden. Hier liegt der Angelpunkt des Unterganges jeder Kultur und ihres Überranntwerdens durch fremde Mächte, die in geſundem Streben nach dem Lichte der Macht kein Pardon geben denen, die mit ihrem ungeheuren Wiſſen aber ihrer verkümmerten Seele den Sieger um Gnade bewinſeln. Die Mentalität, die trotz Erhaltung der äußeren Form beim Verkehr zwiſchen Mann und Weib ſich in dieſer Weiſe verändert hat, genügt, um jenen ungeheuer ſubtilen Vorgang des geiſtigen Schaffens unheilbar zu infizieren und mit der Zeit ganz zu unterbinden.

Ausgenommen davon bleibt die Technik. Da das techniſche Schaffen zwar ein geiſtiges, aber nicht aus dem Urgrund der Seele ſtammendes iſt, das unmittelbar auf das Gemüt einwirken muß, ſondern eher nur als Mittel zum Zweck gedacht werden kann, ſo ſcheidet es für dieſe Unterſuchung aus. Denn es liegt auf der Hand, daß ein Schaffen, das durch Kalkulation und Rentabilität ausſchließlich gebunden iſt, kein künſtleriſches

genannt werden kann, also nicht durch seelische Störungsfunktionen beeinflußt wird. Denn niemand kann ernstlich die These befürworten, daß die Tätigkeit des Stirnhirnes entscheidend sei für das Triebleben. Deshalb findet man auch bei allen sinkenden Kulturen ein unerhörtes Aufblühen der Technik, soweit es im Rahmen des bisher Erreichten möglich ist, besonders im germanischen Kulturkreis, wo uns noch ungeheure technische Fortschritte bevorstehen. Damit ist auch der naive Einwand hinfällig, daß kein Verfall möglich sein könne, wo doch die Technik in unaufhaltsamem, üppigem Wuchern begriffen sei.

Kehren wir zum eigentlichen Punkt zurück, so drängt sich unabweisbar die Frage auf, wie es denn überhaupt möglich war, daß die Frau dem Manne mindestens gleichwertig in intellektueller und physischer Hinsicht wurde, so daß eben jenes überspannte Mißverhältnis der beiden Geschlechter aufkommen konnte.

Diese Tatsache hat einen sehr simplen Grund: Nicht der Kulturfortschritt ist es, der die letzte soziale Errungenschaft, die Emanzipation des Weibes, hervorbringen konnte, sondern der Kulturniedergang, akademisch gesprochen. Denn solange in der schöpferischen Seele des Prinzips der Aktivität, des Männlichen, noch ungeborene Welten schlummerten, zu deren Geburt das Prinzip der Passivität, das Weib, niemals imstande sein konnte, mußte der Mann dem Weibe überlegen bleiben, weil dieses — um es grob zu sagen — immer auf neue Glanzleistungen und Überraschungen gefaßt sein mußte, die seine Schwäche nur allzu deutlich dokumentieren. Um nun der Gefahr der Lächerlichkeit zu entgehen, mischt sich das Weib, solange dieser Zustand herrscht, nicht in die Geschäfte des Mannes, um dessen Überlegenheit in echt weiblicher Klugheit nicht allzu deutlich durch ihr unbedingtes Versagen dem Neuschöpferischen gegenüber zu dokumentieren. Sie beschränkt sich vielmehr auf ihren ureigensten Wirkungskreis, das Familienleben, wo sie ewig ungekrönte Königin sein wird, wo ihr der Mann bei weitem unterlegen ist. Ist diese Situation vorhanden, so befinden wir uns in der aufsteigenden Kulturlinie.

Bis eines Tages, vielleicht in irgendeinem Jahrhundert, die Schöpferseele, das königliche Schaffen der männlichen Seele in der Kunst zu Ende ist, weil keine einheitliche Rasse, in unserem Falle die germanische, „zentraleuropäische“, bis in alle Ewigkeit Unerhörtes aus der Erde zu stampfen vermag. Das großartigste und tragischste Beispiel für diese organische Tatsache liefern die Griechen, die all ihre tiefste, genialste Fähigkeit — ich möchte beinahe sagen: in einem Jahrhundert fürstlich verschwendeten und dabei das Höchste in vollendeter Konzentration schufen, was Menschen zu erreichen vermögen. Bei uns, der schwereren, bedächtigeren Art, ist dieser Vorgang nicht so feuerwerksartig schnell erfolgt. Immerhin sind wir heute schon am Punkte sterilen Erschlaffens.

Und in diesem Augenblick tritt die Frau auf den Plan, weil sie mit ihrem wunderbar feinen Instinkt ahnt, daß sie nun nichts mehr zu fürchten habe. Nun kann sie sich alles durch die Kulturjahrhunderte schwer erfochtene Wissen und Können des Mannes aneignen, denn beides ist klassisch geworden, in sich abgerundet. Die großen Effekte heroischer Künstlertaten sind vergangen. Nun kann das Weib ebenso Meister — aber Epigone — werden wie der Mann. Jetzt ist die Gleichberechtigung eine sichere, nicht wieder zu zerstörende Errungenschaft. Und so kommt sie bei allen Kulturkreisen, in Griechenland und Rom, in Ägypten und nun bei uns: Die Frau spielt jetzt in der Öffentlichkeit eine Rolle; die letzte Kulturerrungenschaft, die Gleichstellung der Geschlechter, ist erreicht. Die weiteren Folgerungen daraus habe ich oben in ganz knappen Umrissen gezeichnet. Die wahre Überlegenheit des Weibes, die Mutterschaft, ist nunmehr nur noch etwas Sekundäres, in vielen Fällen sogar lästiges Anhängsel.

Dieser grandiosen Entwicklung als Philosoph zuzuschauen, ist allein schon wert, in diesem Jahrhundert geboren zu sein.

Und ein Ausweg!?

Es gibt keinen.

Bemerkungen zum Vorstehenden:

Es ist wohl eine kleine Selbsttäuschung, wenn der jugendliche Verfasser des vorstehenden Aufsatzes meint, „als Philosoph“ einer „grandiosen Entwicklung“ — in der Verschiebung der Verhältnisse der Geschlechter — *rein theoretisch* „zuzuschauen“.

Seine Ausführungen verraten vielmehr allenthalben, daß er nicht sowohl kühl erkennend, als vielmehr kämpferisch dieser Entwicklung gegenüber steht, und daß er in ihr nichts „Grandioses“, „wert, in diesem Jahrhundert geboren zu werden“, erblickt, sondern eine traurige Verfallserscheinung.

Um eine kritische Stellungnahme zu erleichtern, seien hier nur die *Grundvoraussetzungen* des Verfassers aufgewiesen. Ihm sind sie selbstverständlich gültig, und er baut alles weitere auf sie auf. Es genügt, sie bewußt zu machen. Dann wird ohne weiteres die Frage sich aufdrängen, ob sie denn wirklich so gesichert sind, wie der Verf. stillschweigend voraussetzt.

Die *Überlegenheit des Mannes* über das Weib steht ihm von vornherein absolut fest als das sein-sollende, das normale, das „gesunde“ Verhältnis. Darum gilt ihm auch nur diejenige als „gesundes“ Weib, die die „überlegene Position des Mannes“ unbedingt anerkennt, ja fordert.

Als Voraussetzung für dieses Kampfverhältnis der Geschlechter steht ihm ferner fest, daß das Wesen des Weibes „Passivität“ ist, daß es an sich „unfruchtbar ist zur Schöpfung unsterblicher Meisterwerke“.

Daraus ergibt sich schon, daß die „Emanzipation des Weibes“, d. h. seine Befreiung aus dem bisherigen Zustand der Abhängigkeit und des minderen Rechtes — „ein Kulturniedergang“ sei.

Endlich ist es für unseren Verfasser ganz selbstverständlich, daß das Verhältnis zwischen den Geschlechtern lediglich als Kampf, oder wenigstens als das Verhältnis der Über- und Unterordnung aufgefaßt werden könne.

So kommt er auch zu einer sehr anfechtbaren Deutung des gegenwärtigen Emanzipationsvorgangs. Die „königliche Schaffenskraft“ der männlichen Seele sei bei den Germanen erlahmt (wie mit Spengler — vorausgesetzt wird); da habe das Weib „mit ihrem wunderbar feinen Instinkt“ geahnt, daß es nun „nichts mehr zu fürchten habe“, und sei darum in den Wettbewerb mit dem Manne eingetreten. Also lediglich der Kampfesinstinkt soll maßgebend sein! Aber liegt es nicht auf der Hand, daß einfach die wirtschaftliche Not Hunderttausende von Frauen in Berufe drängt, die früher ausschließlich von Männern ergriffen wurden, zumal schon die zahlenmäßige Überlegenheit des weiblichen Geschlechtes Tausenden den Weg zur Ehe versperrt.

Es wäre doch ein engherziger, ja greisenhafter Standpunkt, angesichts einer solchen Entwicklung über Kulturverfall zu jammern und — im Unwillen über die unerwünschte Konkurrenz — diesem Vordringen des weiblichen Geschlechts Hemmnisse aller Art in den Weg zu legen. Ein solches Hemmnis ist es auch, wenn man den Frauen immer wieder erklärt, sie seien ja eigentlich unfähig zu echtem Kulturschaffen. Es wirkt wirklich komisch, wenn irgend ein Hinz oder Kunz den Vorrang vor seiner Frau, die vielleicht weit tüchtiger ist als er, beansprucht, weil von Frauen nicht Kulturleistungen vorliegen wie etwa die eines — Beethoven oder Goethe. Wenn wirklich gewisse Höchstleistungen auf manchen Kulturgebieten nur Männern erreichbar wären, würde das etwas bedeuten für die Kulturarbeit der ungezählten Durchschnittsmenschen? Und dann lasse man dem weiblichen Geschlecht, das bis vor kurzem ja noch in Möglichkeiten der Bildung und der Auswirkung so stark benachteiligt war, einmal Zeit, zu zeigen, was es — bei gleichen Bedingungen mit dem männlichen Geschlecht — Positives zu leisten vermag!

Auch betrachte man das ganze Verhältnis nicht lediglich unter dem Gesichtswinkel des Kampfes um Herrschaftsstellung, sondern unter der Idee eines kameradschaftlichen Zusammenwirkens von Schicksalsgenossen. Man vertraue auch etwas auf die Natur! Sie wird — auch bei Ausgleichung der Lebensbedingungen und der Rechtsstellung —

dahin wirken, daß die gemeinsame Aufgabe, „Mensch" zu werden, von den beiden Geschlechtern ihrer Eigenart entsprechend gelöst wird.

A. Messer.

Zur Einführung in die Philosophie

5. Die Begriffe „Sinn" und „Wert"

Die mechanistische Richtung in Biologie und Psychologie kann auch als eine Betrachtungsweise charakterisiert werden, die vom „Sinn" des Geschehens absieht, und nur dessen Ursachen (kausale Bedingungen) feststellen will. Um dies zu tun ist sie „analytisch" (zergliedernd); sie löst das Gesamtgeschehen, das wir „Leben" und „Erleben" nennen, in seine Elementarvorgänge auf und spürt deren Ursachen nach. Die „vitalistische" Richtung dagegen ist synthetisch, sofern sie alles Einzelne in seiner Beziehung zum Ganzen betrachtet; sie sieht in der Lebenserhaltung (einschließlich Fortpflanzung) und in der Lebensentfaltung den Sinn des Gesamtprozesses „Leben". Eben darum liegt es so nahe, in diesem Prozeß einen regulierenden Faktor oder eine herrschende Tendenz anzunehmen, die diesen „Sinn" anstrebt, ihn zu verwirklichen trachtet.

Deutlich und gleichsam beispielgebend liegt dieser Sachverhalt vor im menschlichen Wollen und Handeln. Was darin gewollt, erstrebt wird, was Ziel ist, das nennen wir seinen „Sinn". Dabei ist es gleichgiltig, ob das Gewollte eigentliches Ziel, Selbstzweck ist oder ob es nur als Mittel zu einem ferneren Ziel gewollt wird.

Neben dieser Bedeutung im Wollen und Handeln, also im praktischen Verhalten der Menschen hat das Wort Sinn aber noch eine zweite Bedeutung. Sie liegt auf dem theoretischen Gebiet des Denkens und Erkennens. Jeder Gedanke, jeder Satz und Satzkomplex, jede Rede, jedes Buch hat einen „Sinn". Damit ist einfach sein Inhalt gemeint, eben das, was es sagen will, was es bedeutet.

Freilich werden oft Sätze, ja ganze Bücher als „sinnlos" oder „unsinnig" bezeichnet, aber was man damit sagen will, das würde man besser als wertlos oder wertwidrig bezeichnen. So erklärt etwa jemand: „Die Behauptung, das Leben sei ein Mechanismus, ist ein Unsinn." Allein diese Behauptung hat einen Inhalt, einen Sinn; wir haben ihn früher dargelegt. Aber es wird diese Behauptung als falsch bezeichnet, damit wird ihr Wert abgesprochen, und zwar der Wert, der hier in Frage kommt, der theoretische Wert, der Wahrheitswert.

Ebenso wird oft ein Tun als „sinnlos" bezeichnet, das sehr wohl einen Sinn, nämlich ein Ziel hat. Man will nur sagen, daß das Tun nicht geeignet sei, jenes Ziel zu erreichen, daß es insofern wertlos oder geradezu wertwidrig sei, z. B. wenn jemand durch Zwang Liebe erwecken will.

Man kann natürlich den Sprachgebrauch, sofern er die Ausdrücke „Wert" und „Sinn" als gleichbedeutend gebraucht, nicht ändern, aber für die philosophische Begriffserklärung ist es zweckmäßig, sich an jene zuerst charakterisierte Doppelbedeutung (theoretische und praktische) des Wortes „Sinn" zu halten, die sich reinlich von der Bedeutung des Wortes „Wert" scheiden läßt.

Daß diese Scheidung möglich und nötig ist, zeigt sich besonders an zwei Umständen. Erstens, wenn man auch den Sinn eines Tuns oder eines Satzes verstanden und festgestellt hat, so ist damit über seinen Wert noch nichts entschieden. Dabei kann diese zweite Frage (nach dem Wert) vom Gesichtspunkt verschiedener Wertarten aus aufgeworfen und beantwortet werden. Es kann der theoretische (Wahrheits-) Wert in Betracht kommen, aber auch der praktische (Nützlichkeits- oder der Sittlichkeits-) Wert oder der ästhetische, religiöse usw. Zweitens: nur bei den „Werten" (nicht bei dem „Sinn") begegnet uns jene eigentümliche Polarität, daß dem Positiven das Negative entgegensteht, dem Wert der Unwert (oder das Wertwidrige).

Wollte man einwenden: Aber dem „Sinn" steht doch der „Unsinn" gegenüber, so hätte man wieder Sinn = Wert gebraucht. Das aber wollen wir meiden. Halten wir uns an unsere Bedeutung des theoretischen und praktischen Sinnes, so kann Unsinn

nur bedeuten: Ohne Sinn, etwas was keinen Sinn hat — wie etwa das Schwanken der Telegraphendrähte im Wind. — Ebenso kann man auch von etwas reden, was wertfrei ist, keinen Wert hat (wofür dasselbe Beispiel dienen mag). —

Wenn aber etwas Sinn hat (Träger von Sinn ist), so fehlt hier jenes gegensätzliche Verhältnis, das bei dem vorliegt, was Träger von Wert ist; denn dieser Wert kann positiv oder negativ sein.

Wegen dieser beiden Unterschiede empfiehlt es sich, die Begriffe „Sinn" und „Wert" zu sondern.

Aussprache

Sehr geehrte gnädige Frau!

Mit ein klein wenig Herzklopfen beginne ich diesen Brief — denn Sie kennen mich nicht und werden es vielleicht aufdringlich finden, daß ich mich so ungeniert an Sie wende. Auch ich kenne Sie nicht und doch kenne ich Sie gut, und zwar aus der Zeitschrift „Philosophie und Leben", die ich seit einem halben Jahre lese.

Ich habe viel Anregendes für das eigene Kämpfen darin gefunden — wie soll ich das schildern — man kann in drei Worten nichts von jahrelangem Suchen, Fallen und Ringen um eine höhere gegen eine gewöhnliche Welt sagen, aber vielleicht gelingt es mir doch, Ihnen ein wenig mitzuteilen, denn aus Ihren Aufsätzen, Gedichten und Aphorismen fühle ich, daß Sie groß denken, und deshalb wagte ich es, an Sie zu schreiben.

Denken Sie sich ein junges Mädchen, das ein leidenschaftliches Herz und den Fehler hat, andern Menschen unverständlich und kompliziert zu erscheinen. Ich bin nicht 18, sondern bald 23 Jahre alt, habe also schon manchen inneren Sturm hinter mir — und trotzdem sich meine Umgebung auch jetzt noch bemüht, einen andern Menschen aus mir zu machen, zwingt mich eine innere Tragik, trotz ungezählter Kompromisse, das zu sein, was irgendein unbesonnener Geist mir einst in die Wiege legte. Sie schrieben in Ihrer Abhandlung „Syntheſe": „Anders sein ist der tiefste Abgrund." Dieser Satz ist schön, und wie er auch gemeint sein mag, er enthält in einem Wort alles, was über die Tragik der „Andern" zu sagen ist. —

Ich bin katholisch und kam mit 16 Jahren zur weiteren Fortbildung ins Kloster und blieb dort zweieinhalb Jahre. Vorher ziemlich freigeistig erzogen, lernte ich nun eine mir ganz neue Welt kennen, die mich entzückte, anders, besser machte — ich lebte in einem Glückstaumel, dem Rausch der ersten Jugend, und eine tiefe Freundschaft mit einer hochgeistigen Mitschülerin, riß mich aus meinem vorher so kindischen Leben hinaus. Ich wuchs, wuchs von Monat zu Monat, las die tiefreligiösen Tagebücher dieser Freundin, die mich zum erstenmal einen Blick in wahrhaftiges Leben tun ließen. Ich wurde selbst fromm, lernte über Christus nachdenken und ging nach einjährigem Aufenthalt in ein zweites Kloster. Man empfand mich da als kleine Autorität, weil ich mich nach außen ziemlich selbstsicher benahm und auf meine „Reife" von 17 Jahren, mit der die andern noch nicht so recht mitkamen, mächtig stolz war. Leider sah ich, daß bei den Nonnen nur ganz philisterhafte Pädagogik getrieben wurde, ich erlebte religiöse Revolutionen, und die plötzliche Sehnsucht nach einer Mutter, die mir auch Führerin sein konnte, wurde so lebendig, daß ich mich einer Nonne anvertraute, die über das „heiße Herz" entsetzt war, mir unzutreffende Ratschläge gab und eifrig für mich betete. Heute lächle ich über diese Perioden, denn das Werden hat soviel Unechtes und soviel Schlacke an sich, daß es einem nun, von höherer Warte aus gesehen, kindisch scheint. Aber eins sucht auch der werdende Mensch — nämlich, ernst genommen, geführt zu werden, gleichgültig, ob von Eltern, Erziehern oder Priestern; aber das sind Illusionen, die einem mit 16 Jahren wohl zu verzeihen sind.

Das ist ein kleiner Abriß aus meinem Leben, den ich schildern zu müssen glaubte, damit Sie, verehrte gnädige Frau, wissen, wes Geistes Kind Sie vor sich haben. Ich mache andere Perioden durch; vielleicht ernstere, weil beharrlichere, die vielleicht nicht schwer sind, mir aber so erscheinen, weil sie nicht mehr den ersten Schwung unerfahrener Jugend tragen.

Ich bin keine Philosophin und kann keine hochgeistigen Aufsätze schreiben, sondern ein tiefverirrter Mensch, der nicht so sehr Halt oder Trost sucht, aber dem das Bewußtsein noch Mut geben könnte: es existieren Menschen, die über einem stehen, die besser, reiner, tiefer sind und deren Beispiel soviel Licht verbreitet, daß andere wieder in die Höhe finden. — Wenn Sie, verehrte gnädige Frau, mir antworten würden, ob ich tiefer schürfen darf, dann würden Sie mir eine große Freude bereiten.

Mit ganz ergebener Hochachtung X. Y.

Mein liebes Fräulein!

Ein wenig kenne ich Sie nun schon aus Ihren Zeilen, und viel fügt sich nur dazu aus meinem eigenen Erleben. Auch ich war katholisch erzogen und kam mit 15 Jahren zu weiterer Erziehung in ein Kloster. Ohne in unserer Familie besonders auf das Religiöse hingewiesen zu werden, warf ich mich kraft grüblerischer Veranlagung schon ganz früh auf religiöse Fragen. Ich war so wirklich und ernsthaft fromm, daß mir aus meiner Frömmigkeit meine Zweifel erwuchsen.

Obwohl ich ein gesundes, wildes und unbändiges Kind war, erschien mir früh schon das Leben als eine unerhörte Zumutung.

Auch ich wurde in meinem ersten Klosterjahre bewundert und verwöhnt. Je tiefer ich aber zu bluten lernte, je mehr ich mich über Mißstände, Ungerechtigkeit, Unwissenheit, Unzeitgemäßes aufhielt, desto ungemütlicher wurde ich für die Klosterfrauen. Je stiller ich wurde, desto verdächtiger wurde ich.

Mit 18 Jahren kam ich aus dem Kloster: ein Kind an Welterfahrung, in meinem Denken absolut einsam, ganz auf mich gestellt, mit einem geradezu leidenschaftlichem Verlangen nach Gutsein, nach schöpferischem Gestalten, zu dem mich meine künstlerische Veranlagung trieb.

Ich habe mich dann unter inneren und äußeren Schwierigkeiten im Porträtmalen ausgebildet und teilweise im Kunstgewerbe, und versucht nebenher ganz auf eigene Faust und ohne jeden festen Plan in die Philosophie mich einzuarbeiten. Ich kann sagen, daß ich maßlos gearbeitet habe mit der alten, verhängnisvollen Unwissenheit der Jugend, die eine unerschütterliche Gesundheit als eine — Selbstverständlichkeit ansieht.

Das „Andersein", unter dem Sie leiden, hat auch mich oft schon gedrückt, aber ich kam doch bald dazu, es als nicht gar zu wichtig zu betrachten. Dem grüblerischen, erkenntnishungrigen, sich selbst formenwollenden Menschen dehnt sich ein so ungeheueres Arbeitsfeld vor den geistigen Blick, daß er nicht zu viel Zeit damit verschwenden soll, zu überlegen, ob er „anders" ist als die anderen.

Finden Sie nicht, daß der junge Mensch — und nicht die Zahl der Jahre ist hier ausschlaggebend — das Recht hat auf Selbstliebe, auf jene freilich, die den „Ichsucher" macht, der nicht denkt: All — mein?! Um das Ich und um das Verhältnis dieses Ich zum All kreist die junge Seele, und erst muß sie selber etwas sein, bevor sie anderen etwas werden kann.

Nur *das* kann auch sie schon früh in all' ihrem Leid und Erkämpfen empfinden: Auch die anderen *leiden*, vielleicht um etwas anderes als ich, vielleicht um etwas, das mir kleinlich vorkommt..., aber sie *leiden*. Soll ich da nicht gut zu ihnen sein?

Wenn Ihre Angehörigen einen „ganz anderen Menschen" aus Ihnen machen wollen, so ist das natürlich töricht; denn das kann kein anderer, das kann man höchstens selber, und man braucht dazu ein ganzes, langes Leben; aber weil Sie von Natur vielleicht nachdenklicher, schärfer und tieferdenkend geschaffen wurden als Ihre Angehörigen, so sollten gerade Sie es fertig bringen, bei Ihren Angehörigen mehr den guten Willen als das Sie Belästigende zu sehen. Das wäre auch eine Verbindung von „Philosophie und Leben".

Das ist schwer, aber solch' eine greifbare Aufgabe bringt vorwärts. Ich gebe Ihnen freilich zu: man ist einsam dabei. Glauben Sie aber nicht, liebes Menschenkind, daß auch Einsamkeit Größe und Weihe besitzt? Und daß wir in ihr doppelt lernen, die seltenen Augenblicke, in denen wir uns an gleichgesinnten Menschen erheben und entzücken dürfen, als unerhörte, kaum zu erwartende Gnade zu betrachten?

Ich bin glücklich darüber, daß Ihnen meine Arbeiten in „Philosophie und Leben" vorwärtshelfen; denn „vorwärts" muß Ihr Lebenswort heißen.

Und wenn Sie auf frühere Entwicklungsperioden Ihres Innern zurücksehen, so müssen Sie lernen, sich selber ernst zu nehmen, auch in diesen Perioden, die Ihnen heute vielleicht kindlich erscheinen. Verbindet nicht all' diese Entwicklungsabschnitte das Eine, Wichtigste, Edelste eines Menschenlebens: der gute Wille?!

Manchmal ist es gut, diesen reinen, sehnsüchtigen, guten Willen seiner Kindertage sich wieder heraufzurufen, wenn man in den Ansprüchen der Gegenwart bestehen will.

Wenn ich Ihnen, liebes Fräulein, in irgend etwas helfen kann, sei es auch nur dadurch, daß Sie wissen, daß ich Ihrer als eines ringenden, suchenden Mitmenschen gedenke, so werden Sie immer meine Bereitschaft dazu finden.

Wir wollen beide einander weiterbringen. Ihre P. M.-P.

Sehr verehrte gnädige Frau!

Wie ein Frühlingsruf ist Ihr Brief zu mir geflogen und ließ eine etwas verrostete Saite erklingen, die ich längst nicht mehr existierend glaubte. Vielmals danke ich Ihnen, daß Sie sich nicht auf die hohe Warte setzten und nur von mir sprachen, sondern mich auch von Ihnen wissen ließen. Sehr gefreut habe ich mich, daß Sie auch katholisch sind und fast den gleichen Entwicklungsgang hatten, was mir ein noch heimatlicheres Gefühl gibt.

Gewiß gebe ich zu, daß Einsamkeit groß ist und groß machen soll; steht man aber als junger Mensch allein in einer gegnerischen Welt, so ist diese innere Isoliertheit, wenigstens bei mir, nur fruchtbar, wenn man Gleichgesinnte kennt, die einen diese Einsamkeit nicht mehr als Fessel empfinden lassen.

Sicher werden auch Sie dieses Nichts an Gefühl, diesen wurstigen Pessimismus kennengelernt haben, dieses Stadium der Erkenntnislosigkeit, Verbitterung und kalten Verzweiflung, nur mit dem einzigen Bewußtsein im Herzen — „deine ganzen Ideale, alles gute Wollen sind nutzlos gewesen, in der Welt gibt es keinen Idealismus, keine wahre Güte, es ist alles ein einziger großer Schwindel."

Liebe, gnädige Frau, ich kann nicht klar von jetzigen Standpunkten sprechen, wenn ich die Entwicklung dazu nicht sagen darf, und so muß ich sie nochmal um geduldiges Zuhören bitten. —

Nach dem Kloster meinte ich für den Ordensberuf bestimmt zu sein; ich hatte mich innerlich ganz in den Willen Gottes einschmiegen gelernt, einem Küchlein vergleichbar, das nur durch die Wärme der Mutter lebensfähig ist. Aber im ersten Winter wurde ich auf 33 Bälle geschleppt, um möglichst schnell unter die Haube zu kommen. Obgleich ich diese Tanzerei noch ganz im klösterlichen Sinne Gott aufopferte, wurde doch der Streit zwischen Welt oder Gott, Nonne oder Frau entfacht, und ich erkannte nach langem Hin und Her mit plötzlicher Leidenschaft das Letztere für das einzig Wahre. Vor dieser Erkenntnis versank alles andere, was ich je gedacht und getan, nur meine Gottesliebe war immer noch mein höchstes Gut. Jeder Drang, etwas zu tun, versank bewußt vor dem Warten auf das große Erlebnis, zu dem ich mich am ehesten berufen fühlte und in dem all meine kleinen Talente und Fähigkeiten wie in einem Meere untergehen sollten. Ich sah jedoch, daß die Menschen klein und seicht und wahrer Empfindung nicht fähig sind, da verwarf ich das „Warten" und arbeitete freiwillig in einem katholischen Fürsorgeverein, der die Aufgabe hatte, gefallene Frauen, Mädchen und Kinder wieder auf den rechten Weg zu bringen. Ich lernte sehr wohl die Armut, die Unmoral und die Degeneration dieser verirrten und verkommenen Menschen verstehen, wenn ich die Motive betrachtete. In meiner gehetzten Tätigkeit spürte ich keine gefühlsmäßige, sondern nur noch eine gedankliche Frömmigkeit, immer mit dem Wort „katholisch" auf den Lippen, das ich meiner Meinung nach wie ein Licht in Keller und Hintertreppen zu tragen hatte. Es erschien mir dieses Wort aber bald als eine hohle Phrase, die denen, mit denen ich arbeitete, als Deckmantel für heuchlerische Spekulationen diente, und die den befürsorgten Armen nur etwas bedeutete, wenn sie etwas „kriegen" konnten. Beide Parteien brachten mich in neuen Zwiespalt. Man erkannte im Verein bald meine ideale Auffassung, die man heimlich belachte, äußerlich aber zu unverschämter Ausnutzung gebrauchte. Ich war 20 Jahre alt, ich war der realen Lebenskenntnis dieser Damen unterlegen, ebenso verstand ich es nicht, tüchtig die Ellenbogen zu gebrauchen. Andererseits erschienen mir meine eigenen Sünden und all das, worum ich mich quälte, so klein im Vergleich zu den Verbrechen und Schändlichkeiten

des Proletariats, in das ich so tief hineinschaute, daß ich nicht mehr in die Kirche ging, weil es mir ungerecht schien, daß anständige Menschen dies tun und verkommene nicht, und daß Pfarrer und Nonnen ihnen alle möglichen Versprechungen machten, damit sie nur ihre Kinder taufen ließen. Ein ungeheurer Ekel packte mich — das ist Religion? Es gibt keine, glaubte ich nunmehr, und da ich nur immer zerrissener und unbefriedigter wurde, wandte ich mich nach einem halben Jahr ganz von dieser Tätigkeit ab.

Wieder saß ich zu Hause, meine Verachtung gegen das andere Geschlecht wuchs, und es gab die erbittertsten Kämpfe zwischen mir und den Eltern. Trotzdem wurde ich innerlich immer mehr zur Ehe gedrängt, ganz wild und unbändig, konnte aber kein Kompromiß schließen und stellte meine Ansprüche immer höher. Ich wurde zu Hause unterdrückt, wo es nur ging, all meine kleinen Interessen wurden einfach abgeschnitten, damit ich aus Verzweiflung doch heiratete. Eine längere Reise gab mir aber wieder Mut, und ich setzte es durch, mich noch mal sozialem Gebiet zuzuwenden. Ich wurde Lehrschwester in einem hiesigen katholischen Krankenhaus. Nur noch aus Konvention ging ich in die Kirche, immer mit dem drohenden Gefühl „Beichtstuhl" und „Autorität" im Nacken. — Auch hier ein verlogener Katholizismus, der die Nächstenliebe benutzte, um gute Geschäfte zu machen und die Menschen bis aufs Blut auszunutzen; ich brauche wohl nicht mehr zu schildern. Ich wurde noch unglücklicher, als ich schon war und gab mich einer kalten Gleichgültigkeit hin. Nach außen aber machte sich meine Zerrissenheit in einer tollen Lustigkeit Luft, ich hetzte meine Mitschülerinnen auf, daß es nur so krachte, spottete über Religion und führte lose Reden, aß Freitags vor versammelter Gemeinde Fleisch und spielte Dummejungenstreiche, so daß ich nach einem halben Jahre als sittlich gefährdet vor die Tür gesetzt wurde. Ich fühlte, daß ich immer tiefer sank, verbohrte mich aber in wurstigen Pessimismus, las Schopenhauer und ließ alles gehen, wie es kam. Spielte Tennis, suchte Zerstreuung, sogar Poesie und Musik waren mir fremd geworden; im Unterbewußtsein saß mir der Gedanke, daß eine große Liebe mich wohl noch retten könnte, ich versuchte aber auch damit abzuschließen. Die Sucht nach Sensation, nach Betäubung gewann immer mehr die Oberhand, ich betrachtete den letzten Rest Gutes in mir wie ein skeptischer, kühler Dritter, ich war kalt und tot. Sollte ich die wahre Liebe nicht kennenlernen, wollte ich doch den Rausch kosten. Ich stürzte mich in einen tollen Fasching, berauschte mich an Sinnlichkeit und hohlen Phrasen und schien manchmal glücklich zu sein. Ich sah und erlebte aber soviel Unschönes und Verlogenes, daß es noch wie eine leise Scham in mir aufstieg. Ich wußte, wenn jetzt der Wille nicht einsetzt, dann gibt es kein Zurück mehr. Ein wunderbarer Katzenjammer vermittelte mir die neue Erkenntnis, und da stehe ich nun seit einigen Wochen als blutiger Anfänger. — Liebe, gnädige Frau, ich habe keinen Wahlspruch mehr; „Excelsior" war früher unser Wort, ich fürchte mich, die Lüge eines solchen Wortes an mir von neuem zu erfahren.

Verzeihen Sie meine langen Epistel, aber wie soll ich mit Ihnen sprechen, wenn Sie nicht alles wissen; Stückwerk möchte ich nicht geben. Tausend Fragen und Dinge gehen mir durch den Kopf, und ich freue mich wieder so unsäglich auf Ihren nächsten lieben Brief. Gelt, ich bin egoistisch, daß ich nur immer ich sage, aber ich will doch vorwärts.

Mit herzlichen Grüßen Ihre X. Y.

Liebes Fräulein!

Heute müssen Sie mit Bleistift vorlieb nehmen und einem etwas krummen Gekritzel. Denn ich sitze auf einer Bank im Freien und schreibe auf meinen Knien.

Wer konnte aber auch an solch einem Ostermontag zu Hause bleiben! Die Sonne strahlt, das Meer glänzt in unwahrscheinlich tiefer Bläue, die dunklen Pinien neigen sich und die Palmen rauschen. Ein richtiger Ostertag, an dem man wieder einmal fühlt, daß man nicht im Alltag begraben bleiben darf, sondern auferstehen muß. Einem Christus genügte gewiß sein einziges Ostern. Wir armen Menschenkinder aber müssen täglich kämpfen, damit die Erde und das erdhaft Dunkle in unserem Wesen uns nicht behalte.

Zu diesem „Dunklen" rechne ich auch jene Verbitterungs- und Verzweiflungsstimmung, von der Sie schreiben.

Ich kenne sie zu gut, um darüber „moralisch" reden zu wollen. — Nehmen Sie überhaupt nichts von mir als Moralpredigt auf; ich sage Ihnen nur, was ich mir für richtig und gut erkämpft habe, und verlange nicht, daß Sie mir glauben, alles sei unbedingt das Richtige und Gute. Eines freilich möchte ich, daß Sie mir stets und unbedingt glauben: daß ich von ganzem Herzen nach dem Guten suche und daß ich das, was an Gutem in der Welt schon wirklich geworden ist, vermehren möchte, auch in mir, auch in Ihnen. —

Und damit haben Sie wohl schon Antwort auf jene Verzweiflungsstimme, die flüstert: „Alles ist Schwindel!"

Es kommt eben in diesem Zusammenhang gar nicht darauf an, ob schon viele oder nur erst wenige Menschen „gut" sind. Es kommt lediglich darauf an, ob ich im Tiefsten empfinde, daß Gut-sein das Richtige, das Sein-sollende ist.

Dann kann ich zwar bedauern, daß es noch wenig gute Menschen gibt; ich werde darum aber doch nicht selber Gut-sein für unrichtig halten.

In der Ethik gilt das Argument der großen Zahl, der Massen-Beweis nicht.

Fast das Gegenteil ist der Fall! Wenn die „meisten Menschen" denken wie ich, so macht mich das eigentlich stutzig.

Gewiß tut das Allein-sein oft weh, gewiß erschwert es das Fortschreiten, ja, erschüttert es oft die eigene innere Sicherheit: Aber stille, klare Besinnung auf das Wesentliche, bringt immer wieder auf den guten, steinigen Weg zurück und zu der Erkenntnis: Ich halte Gut-sein für das Richtige, und darum will ich aus allen Kräften gut sein.

In diesem Zusammenhang ist das ungeheuerliche, das revolutionäre Wort in der Bibel zu verstehen: „Und wenn ein Engel vom Himmel käme und sagte mir das Gegenteil, so würde ich ihm nicht glauben."

Sie sehen: Auch wenn ich dem tiefsten Pessimismus über Welt und Menschen, wie sie wirklich sind, recht gäbe, so bliebe mir doch mein Idealismus unberührt. Denn alle großen Dinge geschehen „trotzdem".

Je älter ich aber werde, desto mehr fühle ich, daß die Verbitterung und Menschenverachtung meiner früheren Jahre eng, ungütig, ja, objektiv unrichtig war. Vielleicht kommt dies daher, daß ich das unerforschliche Schicksal, Mensch zu sein, das auf uns alle gelegt ist, nunmehr tiefer und stets als gegenwärtig empfinde.

Ist es eigentlich nicht selbstverständlich, daß jeder dieses rätselhafte Schicksal so viel wie möglich erleichtern möchte? Ist es nicht eigentlich das Recht eines jeden, sich dies aufgezwungene Schicksal zu erleichtern?!

Man muß ehrlich sein — auch hier; man muß „Ja" zu der Frage sagen.

Das Unglück scheint mir nur dies zu sein, daß wir alle nicht genau wissen, wie das Leben sich erleichtern läßt. Der eine greift zum Trinken, der andere zum Essen, der eine zum Geschlecht, der andere zum Geist, der eine zur Arbeit, der andere zum Nichtstun.

Sie wissen ja selber, was man alles versucht.

Woher soll es der arme Mensch wissen, was das Leben erleichtert. Er probiert eben alles durch; zuerst das Nächstliegende; auch natürlich mit Vorliebe das möglichst Sanfte und Bequeme, dann vielleicht auch das Schwerere — wenn ihm nur soviel Verstand, Konsequenz, Erziehung, Weitblick, tägliches Brot, Energie, Lebensmut gegeben wird, um das alles durchzuversuchen.

Durchversucht muß man es haben, praktisch oder wenigstens in Gedanken, um endlich klar darüber zu werden, was unserem Wesen gemäß, was also für uns das einzig Richtige ist.

Finden Sie nicht selber bei solchem Nachsinnen: Wie ungütig muß man doch sein, um den armen Menschen ihre Armseligkeit zu verübeln?! Finden Sie nicht selber: Wie erstaunt muß man eigentlich sein, daß es trotz dieser sich stetig neu türmenden Hindernisse so viele gute Menschen gibt?! „Viele" — im Verhältnis zu dem schweren Schicksal „Mensch" zu sein!

Man empfindet das Begegnen mit einem Gleich-Wollenden, Gleich-Strebenden nicht mehr als eine Selbstverständlichkeit, sondern als köstliche, unerwartete Gabe — als etwas zu Unerwartetes, daß man nicht damit rechnen, nicht darauf warten kann, zumal

wenn der Gleich-Strebende auch noch all jenes Unerklärliche haben muß, das ihn zum Ehegefährten machen könnte.

Beschränkt man sich auf das tatenlose Erwarten dieses Wunders, so rückt es immer weiter in die Ferne. Geht man aber tapfer seinen Weg allein vorwärts, entschließt man sich, lieber allein vorwärts zu gehen, als gar nicht... meinen Sie nicht, liebes Fräulein, dann böte sich eher eine Möglichkeit, der großen Liebe zu begegnen und ihrer würdig zu werden?! — —

Sie haben es ja auch gewählt: dieses Allein-Vorwärts-Gehen. Bei Ihrer sozialen Tätigkeit sind Sie aber auf soviel — wirkliche oder vermeintliche — Heuchelei gestoßen und das hat Sie wieder irre gemacht.

Aufs neue sage ich: Was geht Sie die Heuchelei der anderen an?! Das Leben ist viel zu kurz, als daß man an den anderen Zeit verlieren könnte. Man verliert mit sich selber und mit seiner Untauglichkeit und Ungelenkigkeit genug Zeit. Schauen Sie nicht mehr rechts und links, das einzige Rettungsmittel, wenn man an Abgründen gehen soll. Schauen Sie nur vorwärts!

Also, was sollen Sie jetzt tun — so lautet mir die Frage. Mir will es scheinen, als würde Ihr Bestes zermürbt und zerbröckelt, wenn Sie sich keinen festen Arbeits-, ja, Lebensplan machen. Nur mit einem *zielbewußten*, täglich Ihre Kraft verlangenden, aber auch Ihrer persönlichen Begabung entgegenkommenden Arbeit können Sie sich neuen Halt und neuen Lebensmut geben. Ich kann nicht finden, daß das Sich-mit-sich-selbst-Beschäftigen junger Menschen — Egoismus sei. Zuerst muß man doch sich selber zurechtfinden, ehe man anderen etwas sein kann.

Ich weiß nun nicht, mein liebes Fräulein, was für Sie der richtige Weg zu einer Ihnen entsprechenden, planvollen Arbeit wäre; es kommen ja auch Ihre Familien- und pekuniären Verhältnisse in Betracht. Aus Ihren Briefen geht jedenfalls hervor, daß Sie einen starken Drang nach Erkenntnis haben, daß philosophische und religiöse Fragen Sie tief bewegen. Ob ein paar Semester Studium Ihnen vorwärts helfen würden? Oder eine Ausbildung in mehr fraulichem Rahmen, aber mit sachlicher, völlig unspielerischer, lebenstüchtiger Art, wie etwa der „Reifensteiner Verband" sie bietet? Auf diese Weise kämen Sie aber von Hause weg zu Gleichgesinnten, Gleichstrebenden. Das macht wieder jung, mutig und heiter.

Richtige Bücher helfen auch vorwärts. Lassen Sie Schopenhauer ruhig liegen; er ist wohl ein großer Denker, aber kein großer, guter Mensch. Vielleicht dürfte Ihnen Emil Rathenau „Von kommenden Dingen" etwas bedeuten; sodann M. Baerting, „Neubegründung der Psychologie von Mann und Weib". Gerade in Ihrer jetzigen Wirrnis und Unsicherheit darf ich Ihnen auch das Buch meines Mannes nennen: August Messer, „Glauben und Wissen" (München, E. Reinhardt). Es ist in Briefen an mich geschrieben, und darum nicht trocken und ermüdend, wenn es in klarer, sachlicher Weise durch die ganze innere Entwicklung eines Menschen führt.

Seien Sie herzlich gegrüßt von Ihrer P. M.-P.

Die entbehrliche Philosophie

Es ist für niemanden angenehm, zu hören, daß die von ihm vertretene Sache überflüssig ist, daß das Wissensgebiet, dem er seine geistigen Kräfte widmet, für die große Mehrzahl der Menschen entbehrlich ist, ja, daß für sie eine Beschäftigung mit der z. B. von uns gewählten Wissenschaft, der Philosophie, unheilvoll werden könnte. Aber nicht nur der Philosophie geht es so, sondern auch anderen Wissenschaften. Was soll z. B. der Angestellte einer Schiffahrtsfirma mit den tausend und abertausend auf der Schule gelernten Einzelkenntnissen aus der Chemie anfangen? Er braucht sie in seinem Berufe nicht, und infolgedessen erinnert er sich des in der Schule erworbenen chemischen Wissens nicht, und er vergißt es mit den Jahren. Daß es so ist, ist nicht meine Theorie, sondern so verhält es sich, wie sich aus meinen Nachforschungen ergeben hat, in Wirklichkeit. Er darf es auch ruhig vergessen. Und er *muß* das gelehrte Wissen unbeachtet lassen, wenn er sich den ihm in seinem Berufe gestellten Aufgaben *ganz* widmen will. Nun ein Beispiel mit der Philosophie. Ebenfalls dem wirklichen Leben entnommen. Ein mir bekannter 20jähriger, junger Mann, der soeben

die Reifeprüfung mit glänzendem Erfolg abgelegt hat, widmet sich, da er infolge Geldmangels nicht in der Lage ist, eine Universität zu besuchen, der Gemeindebeamtenlaufbahn. Als Anwärter mit dem Reifezeugnis einer neunklassigen, höheren Lehranstalt braucht er nur ein Jahr lang praktischen Dienst in der Gemeindeverwaltung zu leisten, und dann kann er sich in einem einjährigen Lehrgang auf die Verwaltungssekretärprüfung vorbereiten. Der Dienst ist anstrengend genug, daß der Anwärter am Abend Ruhe und Erholung braucht, wenn er am nächsten Tag frisch und wohlgemut an die Tagesarbeit gehen will. Außerdem hat er sich aber mit den die Verwaltung einer Gemeinde berührenden, überaus umfangreichen Gesetzen und amtlichen Bestimmungen vertraut zu machen, und von Zeit zu Zeit muß er dem Bürodirektor Vorträge über bestimmte Fragen halten. Wenn wir zusammen sind, sprechen wir auf meinen Wunsch möglichst über Gemeindeangelegenheiten, und er weiß besonders aus dem mündlichen, amtlichen Verkehr mit der Einwohnerschaft manches zu erzählen, das einen tiefen Blick in die Seele dieser Menschen tun läßt. Ich bin nun der Überzeugung, daß es für ihn geradezu schädlich wäre, sich in die Fachphilosophie zu vertiefen, da diese ihm nur überflüssige und die Vorbereitung auf den Beruf hemmende Vorstellungen und Gedanken bieten könnte, die ihm in der Erfüllung seiner amtlichen Pflicht nur hinderlich sein könnte. Unangenehm für die Philosophen. Wenigstens für mich. Haben auch bedeutendere Philosophen als ich, der ich doch noch in den Anfangsgründen dieser Wissenschaft stehe, ähnliche Gefühle noch nie gehabt?

Heye Heyen, stud. phil., Emden, Zwischen d. Bleichen

Bemerkung des Herausgebers: Welch nachdenklicher Mensch sollte die drückende Last des hier berührten Problems nicht mitfühlen! Allgemein ausgedrückt ist es der Konflikt zwischen „Müssen und Wollen[1]) (oder richtiger: Wünschen"), zwischen *Lebens*notwendigkeiten und *geistigen* Bedürfnissen, zwischen Lebens-(Vital)-Wert und geistigem Wert.

Es wäre wunderschön, wenn jeder durch *die* Betätigung, zu der ihn stärkste Neigung treibt, auch seinen Lebensunterhalt gewinnen könnte. Die Volksgemeinschaft bezahlt aber nur die Leistungen, deren sie bedarf — oder zu bedürfen meint. Daß das nötige Brot beschafft werde, ist eine Lebensnotwendigkeit der Gemeinschaft, ebenso daß eine staatliche und eine Gemeindeverwaltung bestehe; dagegen kann die Gemeinschaft auch leben, ohne daß philosophische Schriften geschrieben oder Gemälde und Bildsäulen geschaffen werden. Zu solchen *echten* Lebensnotwendigkeiten treten nun noch *vermeintliche*, wie das Bedürfnis nach alkoholischen Getränken, Rauchen usw. Diese sind bei Unzähligen so stark, daß dadurch sogar wirkliche Lebensbedürfnisse zurückgedrängt werden. In Deutschland fehlt es nirgends an Bier, Wein, Schnaps, Zigarren und Zigaretten, aber es fehlt an — *Wohnungen*; und wie dieser Mangel nicht nur der Volkssittlichkeit und -zufriedenheit, sondern auch der Volksgesundheit tödliche Wunden schlägt, brauche ich hier nicht auszuführen.

Aber indem wir über diese Fragen nachdenken, sind wir schon mitten im — *Philosophieren*. Zum Philosophieren bedarf es eben nicht des Studiums „fachphilosophischer" Werte! Und derartiges Philosophieren aus den Lebensnöten heraus und über diese Lebensnöte dürfte dem nachdenklichen Menschen — dem Besinnung, geistige Klärung inneres Bedürfnis ist, — doch *nicht* „*entbehrlich*" sein — auch nicht im Lebenskampf schädlich oder gar „*unheilvoll*"!

Ganz im Gegenteil! Gerade derartige philosophische Erwägungen (wie wir sie hier leider nur *andeuten* können) sind geeignet, dem Einzelnen aus lähmender Verbitterung über sein Schicksal, das er vielleicht zunächst gleichsam wie eine ihm persönlich widerfahrene Kränkung und Ungerechtigkeit empfindet, herauszuheben; er sieht jetzt seine Lage sub specie aeterni (als Wesensnotwendigkeit) um mit Spinoza zu reden (der ja auch nicht von seinem Philosophieren, sondern vom Brillenschleifen lebte); er kann so zu der höchsten menschlichen Leistung gelangen, zum amor fati, zu der inneren Stärke, „Ja" zu sagen zu seinem Schicksal. Andererseits kann er sich auch getrieben fühlen zu *volkserzieherischem* Wirken, Eintreten für die Befriedigung *echter* Lebensbedürfnisse, Aufklärung über Scheinbedürfnisse und die unheilvollen Folgen ihrer

[1]) Vgl. Heft I dieses Jahrgangs, Seite 29.

Befriedigung; Bekenntnis zum höheren Rang der geistigen Werte trotz der größeren Kraft und Aufdringlichkeit der Lebensbedürfnisse und der ihnen entsprechenden Vitalwerte.

Das Wertreich ist eben mehr-dimensional. Die Werte unterscheiden sich nur durch ihre Höhe — in dieser Hinsicht leuchtet der Vorrang der geistigen Werte vor den vitalen (und sinnlichen) unmittelbar ein, — sondern nach ihrer Dringlichkeit und Lebensnotwendigkeit. Aber schon darin, daß der Mensch nach den geistigen Werten: Erkenntnis, Sittlichkeit, Schönheit, Heiligkeit sich wenigstens sehnt, bekundet er, daß er mehr ist als bloßes Tier, für das die sinnlichen und Vitalwerte ausreichen. Solcher Sehnsucht aber winkt auch — Erlösung, oder vielmehr in dieser Sehnsucht kann die Kraft entdeckt werden, diese Erlösung zu erringen. A. M.

Besprechungen

Grave, Friedr. Die Tyrannis des Geistes heutiger Philosophie. Ein metaphysischer Waffengang. Erfurt, Stenger, 1927. 46 S. 2,— Mk.

Verfasser erstrebt eine Überwindung des Subjektivistischen in Kants Erkenntnislehre durch Betonung des Objektiven im Sinne Goethes. Vom Standpunkt meines „Kritischen Realismus" (vgl. meine so betitelte Schrift, Karlsruhe, Braun), kann ich ihm zustimmen. Nur kann ich nicht verstehen, warum er allgemeine Weltformen wie Raum und Zeit — „Chaos" nennt. Sie machen ja gerade die Ordnung möglich! A. M.

Dingler, Hugo. Der Zusammenbruch der Wissenschaft und der Primat der Philosophie. München, Reinhardt 1926. 400 S. 13,— Mk.

Der Verfasser sieht in der Tatsache, daß heute in den Einzelwissenschaften, besonders in den naturwissenschaftlichen Disziplinen über die grundlegenden Begriffe und Voraussetzungen lebhafte Diskussion herrscht und manches in Zweifel gezogen wird, was lange Zeit als gesichert galt, einen „Zusammenbruch". Wohl allzu pessimistisch! Man kann darin gerade auch ein Zeichen kraftvollen Lebens des wissenschaftlichen Geistes erblicken. Jedenfalls stimmen wir ihm zu, daß eine in die Tiefe gehende Erörterung jener prinzipiellen Fragen in das Gebiet der Philosophie führen muß. Dieser darum ein „Primat" über die Wissenschaften zuzusprechen, halte ich nicht für ratsam; das könnte unerquickliche Rangstreitigkeiten heraufbeschwören. — In seinen erkenntnistheoretischen Erwägungen über die Methode der wissenschaftlichen Erkenntnis unterscheidet D. mit Recht den Ausgangspunkt, d. h. den vor aller denkenden Verarbeitung und Theoriebildung zweifelsfrei gegebenen „Stoff" der Erfahrung und den Weg zur Erkenntnis, auf dem uns das Denken durch Hypothesen und Experimente vorwärts leitet. Es ist nun aber dem Verfasser m. E. nicht gelungen, unzweideutig klarzustellen, wie er eigentlich jenen „Ausgangspunkt" faßt, m Unterschied einerseits von den sensualistischen Positivismus eines Mach, andererseits von dem „naiven Realismus", wie ihn Külpe und andere Vertreter des „kritischen Realismus" charakterisieren. Auch scheint mir die Kritik, die er an der letzteren Richtung übt, vielfach auf Mangel an Kenntnis und Verständnis derselben zu beruhen (was ich in den „Kantstudien" näher nachweisen werde). Wenn D. endlich die Theoriebildung lediglich einer souveränen Willensentscheidung zuweist, so scheint mir dieser erkenntnistheoretische Voluntarismus zu verkennen, in welchem Maße doch das Gegebene und die vorwissenschaftliche, instinktive Deutung desselben auch für die wissenschaftliche Theoriebildung bedeutsam ist und welche Rolle bei dem Fortgang des Erkennens das Evidenzerlebnis hat.

Soviel Bedenken wir aber auch gegen das Buch haben, so erkennen wir doch gern an, daß es aus weitblickendem philosophischem Geiste heraus entworfen und frisch und lebendig geschrieben ist. A. M.

Hans Schlemmer, Oberstudiendirektor in Frankfurt a. O.: Jugendliches in der Philosophie und Philosophisches in der Jugend der Gegenwart. Berlin, Reuther & Reichard, 1925. 27 S. 1 Mk.

Im Anschluß an die heutige Jugendpsychologie faßt der Verfasser drei Züge als wesentlich für den jugendlichen Geist: 1. die Entdeckung des Ich (und damit die Sehn-

sucht nach dem Du), 2. die Entstehung eines Lebensplanes, 3. die Fähigkeit zum Erleben neuer Werte. Er sucht nun in geistvoller Weise zu zeigen, daß diese Wesenszüge auch an hervorragenden Vertretern der Gegenwartsphilosophie sich aufweisen lassen. Er gelangt so zu einem Ergebnis, dem ich durchaus zustimmen kann, daß nämlich das philosophische Leben der Gegenwart ein Leben ausgesprochen jugendlichen Charakters sei. Nicht minder kann ich ihm beipflichten in dem Wunsche, daß der Sturm und Drang dieses jugendlichen Philosophierens zur Vereinigung gelangen möge mit dem, was als bleibend an der Kantischen Philosophie angesehen werden darf: „daß es Grenzen unseres Erkennens gibt, und daß unsere inhaltlichen Erkenntnisse immer unvollkommen und ewig gültig nur die funktionalen Gesetze des Denkens sind" — freilich würde ich hinzufügen: nicht nur die Gesetze des Denkens, sondern auch die des Bewertens und Wollens. — Alles in allem: eine sehr anziehende und anregende Schrift! In Betracht zieht der Verf. Dilthey, Husserl, Scheler, Driesch, Stern, Natorp, Keyserling, Steiner, Spengler u. a. (über die man Näheres in meiner „Philosophie der Gegenwart", 5. Aufl. Leipzig, Quelle & Meyer, findet). A. M.

von Hippel, H.: Raubbau. Roman. Kranzverlag, Berlin. 332 S.

Es ist merkwürdig: man weiß sich vor der Masse der Bücher und Neuerscheinungen kaum zu retten und doch: soll man einem suchenden jungen Menschen zu einer Lektüre raten, die ihn bilden, klären und festigen könnte, so findet man erschreckend weniges. Zu solcher Auslese von wirklich Wertvollem gehört der Roman „Raubbau". An den Irrwegen, Versuchen und Lebensformungen eines genialen, künstlerischen Mannes wird der Typ des hochbegabten, modernen Menschen dargestellt. Anfangs ganz im Wogen der eigenen Kräfte und Triebe, in bedenkenloser Hingabe sich verlierend, wird diese faustische Natur erst zu ihrer wirklichen Größe erhoben durch das Leid. Auch bei den Nebenfiguren, die teilweise in meisterlicher Konsequenz durchgeführt sind, wiederholt sich die dunkle, tiefe Melodie des Buches: nicht das mürrisch hingeschleppte, das gehaßte Leid erhebt, sondern nur in jenem Leid werden wir geformt und formen wir die Welt, das wir willig, bewußt und tapfer aufnehmen. Vermag ein Mensch so zu leiden, dann ist es nicht das Wichtigste, daß er den Glauben oder gar den Kirchenglauben hat, sondern daß er die Liebe hat. Leid und Liebe sind die Erneuerer des Einzelnen, aber auch des Volkes. Und so ist dies hohe Lied von Leid und Liebe durchglüht von dem Willen zu deutscher Volkserneuerung, Volksgemeinschaft und stillem, innerem Aufstieg. Man wird dies Buch nicht ohne Erschütterung, Selbstbesinnung und Gelöbnis aus der Hand legen. Solche Bücher aber tun not. P. Messer-Platz.

Der Eigene. Ein Blatt für männliche Kultur. Hg. von Adolf Brand, Berlin-Wilhelmshagen. XXI Jahrg. Vierteljahrspreis 3 Mk.

Der „Eigene" vertritt im Geiste Stirners und Nietzsches einen ausgeprägten Individualismus, also das Recht der persönlichen Freiheit und der Souveränität des Individuums, wobei er vor keinen Folgerungen zurückschreckt. So lehnt er ab alle Zentralisation und Verstaatlichung, alle sozialistische Zwangswirtschaft, alle Privilegien und Monopole, darunter auch das Schönheits- und Liebesmonopol, das heute das Weib besitzt. Dagegen tritt er für Freundschaft und Freundesliebe ein. Er ist Feind aller Gewalt, jeder Diktatur, entschiedener Antimilitarist; er vertritt die Lehre, daß die Welt nicht durch politische Macht oder Revolution gebessert werde, sondern nur auf dem Wege der Evolution durch die Veredlung des Einzelnen.

Wenn man im Individualismus und Universalismus (Sozialismus) notwendige Pole alles menschlichen Lebens sieht, so wird man nicht alles Heil vom Individualismus erwarten. Aber immer wird es wertvoll sein, daß er so geistig klare und mutig-entschlossene Vertretung findet. Ganz besonders wertvoll ist das in einer Zeit wie der unseren, in der geistige Massenströmungen, ja Massenpsychosen zahllose Einzelne widerstandslos mitreißen und ihrem inneren Sein das Gepräge des Herdenmäßigen verleihen. A. M.

Philosophischer Weltanzeiger. Hg. von Paul Feldkeller, Schönwalde bei Berlin; Preis der Nummer 25 Pfg., des Jahrg. 1,40 Mk. (1. bis 4. Nummer).

Dieses internationale Organ für Gegenwartsphilosophie, Geographie der Philosophie

und zur Pflege der philosophischen Weltinteressen stellt in seiner Eigenart eine wertvolle Ergänzung der bestehenden philosophischen Zeitschriften dar. A. M.

August Messer und Max Pribilla: Katholisches und modernes Denken. Ein Gedankenaustausch über Gotteserkenntnis und Sittlichkeit. Verlag Strecker & Schröder, Stuttgart. 210 S. Kartoniert 2,40 Mk. Halbleinen 3,20 Mk.

Diese Schrift enthält eine Reihe von Aufsätzen, die, mit Ausnahme des ersten, ursprünglich in der (katholischen) Zeitschrift „Stimmen der Zeit" erschienen sind, und die grundlegende Frage der praktischen Philosophie teils vom kritischen (Kantischen), teils vom orthodox-kirchlichen Standpunkt aus behandeln. Es ist nur zu begrüßen, daß dieser „Gedankenaustausch über Gotteserkenntnis und Sittlichkeit" durch die Veröffentlichung in Buchform der Leserwelt im allgemeinen zugänglich gemacht worden ist, denn es tut immer not, und (so will es mir scheinen) besonders in unserer Zeit, daß auf diesem Gebiet Klarheit geschaffen und deutlich festgestellt werde, inwieweit der orthodox-christliche und der kritische Philosoph sich einigen können, und in welchen Punkten ihre Ansichten auseinandergehen. Im großen und ganzen ist es eine Freude, die hierhergehörigen Fragen auf die Weise erörtert zu sehen, wie es in der vorliegenden Schrift geschehen ist. Freilich habe ich mich des Eindruckes nicht erwehren können, daß die Ausführungen Pribillas hier und da ein etwas „scholastisches" Gepräge tragen und teils an einer gewissen Spitzfindigkeit leiden, die Probleme sieht, wo keine sind, und Unwesentliches mit Wesentlichem vermischt, teils oft durch Wortergüsse die eigentlichen Schwierigkeiten verschleiert. Auch ist es dem Jesuitenpater nicht immer gelungen, seine Erörterungen auf der rein philosophischen Ebene zu halten; allzu oft sinken sie auf das Niveau des tatsächlichen Lebens hinab. Aber immerhin ist es erfreulich zu sehen, wie sich dieser Katholik bemüht, über die grundsätzlichen Fragen der praktischen Philosophie ins reine zu kommen und sich in aller Redlichkeit mit Andersdenkenden auseinanderzusetzen. Und geradezu erstaunlich ist es zu beobachten, in wie vielen Punkten Pribilla mit Messer übereinzustimmen vermag. Auch wirkt es wohltuend, hier einem Repräsentanten des Katholizismus gegenüberzustehen, der nicht bei allen Andersgläubigen einen moralischen Defekt oder eine böswillige Gesinnung als Erklärungsgrund ihrer abweichenden Auffassung voraussetzt. Wäre bloß der Geist, der — in intellektueller wie in moralischer Hinsicht — Pribilla beseelt, auch sonst in der Kirche vorherrschend, dann — davon bin ich überzeugt — wäre auch ein wirklicher Fortschritt innerhalb derselben möglich.

Auf eine nähere Besprechung des Inhaltes möchte ich hier aus verschiedenen Gründen nicht eingehen. Bloß Folgendes sei hervorgehoben. Es behandeln die ersten drei Abschnitte das Problem: „Katholisches Autoritätswesen und moderne Denk- und Forschungsfreiheit" (in zwei Aufsätzen von jeder Seite); danach gibt Pribilla in einem besonderen Kapitel ziemlich eingehende Ausführungen über das Thema: „Gotteserkenntnis und Sittlichkeit", und zuletzt werden die Fragen der „Autonomie und Autorität" und der „Ethik und Metaphysik" von beiden Seiten beleuchtet. Dabei wird in 10 Sätzen das Ganze kurz zusammengefaßt, was als Hauptergebnis des Gedankenaustausches angesehen werden kann, oder gleichsam die Summe der Rechnung gezogen. Hierdurch wird die Übersichtlichkeit über den Verlauf der Erörterungen bedeutend erleichtert, und der Ertrag derselben auch für den nicht philosophisch geschulten Leser erhöht. Es sei nur noch bemerkt, daß es auch unter dem stilistischen Gesichtspunkt ein Genuß ist, das Buch zu lesen — was wahrlich nicht von allen philosophischen Schriften gesagt werden kann. A. G.

Junge Menschen. Monatsheft für Politik, Kunst, Literatur und Leben. Aus dem Geiste der jungen Generation. Hg. von Walter Hammer, Verlag, Hamburg, Fuhlentwiete 45. Einzelheft 1 Mk.

Ein wirklich jugendlicher, mutig Kritik übender, kühn vorwärtsdrängender Geist spricht aus diesen Blättern. Das uns vorliegende 6. H. des 8. Jahrg. (Juni 27) trägt den Sondertitel: „Zur Überwindung der Geschlechtsnot". Es enthält sehr beachtenswerte Aufsätze, so von Dr. Magnus Hirschfeld, Dr. Max Hodann, Dr. Gustav Wyneken, Dr. Georg Manes, Dr. Ernst Barthel u. a. A. M.

Vorländer, Karl: Geschichte der Philosophie. 7. Aufl. (20.—22. Tausend), I. Bd. Altertum und Mittelalter; VIII, 313 S. Geh. 6 Mk., geb. 7,50 Mk.; II. Bd. Die Philosophie der Neuzeit bis einschließlich Kant; VIII, 352 S. Geh. 6 Mk., geb. 7,50 Mk. Leipzig, Felix Meiner, 1927.

K. Sternberg erörtert scharfsinnig die Frage: „Was heißt und zu welchem Ende studiert man Philosophiegeschichte?" (Pan-Verlag, 1926). Für die Philosophie als die eigentliche geschichtliche Kulturwissenschaft ist der Geschichtsbegriff noch konstitutiver als für jede sonstige geschichtliche Kulturwissenschaft. Der Philosophie als dem Selbstbewußtsein der Kultur ist der Gedanke an ihre Vergangenheit und Zukunft stets immanent. Was Schiller von der Universalgeschichte sagt, gilt auch von der Philosophiegeschichte: „Ein edles Verlangen muß in uns entglühen, zu dem reichen Vermächtnis von Wahrheit, Sittlichkeit und Freiheit, das wir von der Vorwelt überkamen und reich vermehrt an die Folgewelt wieder abgeben müssen, auch aus unseren Mitteln einen Beitrag zu legen und an dieser unvergänglichen Kette, die durch alle Menschengeschlechter sich windet, unser fliehendes Dasein zu befestigen." —

Dazu hilft vortrefflich Karl Vorländers zuerst 1903 erschienene Geschichte der Philosophie! Verfasser erstrebt schon um des didaktischen Zwecks willen, den sein Buch in erster Linie verfolgt, möglichste Objektivität, läßt jedoch keineswegs lebendige Wärme vermissen. Gedrängte und doch durchsichtige, scharf gegliederte Darstellung, kein bloßes Operieren mit überlieferten Stich- und Schlagwörtern, gute Literaturangaben, praktische Register, schöne Ausstattung, wohlfeiler Preis — diese allseitig anerkannten Vorzüge machen dies Werk, besonders in der Neuauflage, zu der nicht nur für akademische Kreise, sondern auch für alle Freunde der Philosophie empfehlenswertesten Geschichte der Philosophie. —

Seit der 6. Auflage 1921 erscheint der Text stark durchgearbeitet, wohl kein Paragraph blieb unverändert (vgl. z. B. die Berücksichtigung der Aristoteles-Forschungen W. Jaegers, § 28, und das hinzugefügte Beispiel einer mittelalterlichen Enzyklopädie, § 65, überhaupt den um 10 Seiten vermehrten Umfang). Die schon längst geplante Hauptänderung aber liegt in der nunmehrigen Dreiteilung des Werkes. Band I umfaßt die Philosophie des Altertums und Mittelalters, Band II die neuere Philosophie bis einschließlich Kant, Band III das 19. und 20 Jahrhundert. (Band III: Von Kant bis zur Gegenwart, erscheint im Sommer 1927.)

Auf das Herauskommen dieses Abschlußbandes wird hier seinerzeit sofort aufmerksam gemacht werden. Max Rudolph, Arnstadt.

Alois Riehl: Der philosophische Kritizismus. Geschichte und System. 3. Bd. Zur Wissenschaftstheorie und Metaphysik. Hg. v. H. Heyse u. E. Spranger. 2., veränd. Aufl. Leipzig, A. Kröner, 1926. 354 S. Geh. 9,50 Mk., geb. 12 Mk.

Das 1. Buch des Schlußbandes dieses hochbedeutsamen Lebenswerkes Riehls behandelt Probleme der allgemeinen Wissenschaftslehre, wie die Philosophie als Problem, die Grenzen und Voraussetzungen des Erkennens, über Ursprung und Begriff der Erfahrung, metaphysische und wissenschaftliche Systembildung. Das 2. Buch ist folgenden metaphysischen Problemen gewidmet: Realität der Außenwelt, Verhältnis der psychischen zu den materiellen Vorgängen, Determinismus des Wollens und praktische Freiheit, kosmologisches Problem des Unendlichen, Notwendigkeit und Zweckmäßigkeit.

Hier haben wir eine Art des Philosophierens, die so klar und schlicht, so gewissenhaft und grundehrlich ist, daß von ihr eine geradezu heilsame Wirkung ausgehen könnte in einer Zeit, in der literarische Virtuosen mit ihrem „vornehmen Ton" in der Philosophie das große Wort führen. A. M.

Hans Driesch: Relativitätstheorie und Philosophie. („Wissen und Wirken", Bd. XIV). Karlsruhe 1924. Preis 1 Mk.

Zeitströmungen, wie die durch Einstein (Lorentz, Minkowski u. a.) begründeten Relativitätstheorien müssen es sich gefallen lassen, nach anfänglicher Hochflut nach und nach wesentlich eingedämmt zu werden. Ein hervorragender, scharfsinniger und auch auf naturwissenschaftlichem Gebiet kompetenter Philosoph, Professor Driesch, Leipzig, gibt

eine Kritik, die jene Theorien vom Standpunkt der Philosophie, also auf die Zulässigkeit ihrer denkmäßigen und anschaulichen Voraussetzungen hin untersucht. Die physikalischen Beobachtungen, auf welche jene Theorien sich stützen und ihre mathematischen Grundlagen werden unangetastet gelassen, ja als gesichert vorausgesetzt, aber es wird gefragt: „darf das, was empirisch vorliegt, natur-logisch so gedeutet werden, wie Einstein selbst und seine Nachfolger es auf Grund ihrer mathematischen Formulierungen deuten, oder ist es logisch vielleicht nicht zulässig, von „vielen Zeiten", von dem „nicht-euklidischen" Wesen des Naturraums — — zu reden, so wie die Relativitätstheoretiker es tun?" Wie die Antwort hierauf im einzelnen begründet wird, möge in dem klar und knapp geschriebenen, auch für Nicht-Mathematiker verständlichen Büchlein nachgelesen werden. Nur auf eins sei noch hingewiesen, was bei der Popularisierung der Relativitätstheorien zuerst eine große Rolle spielt: durch gewisse astronomische Beobachtungen soll die allgemeine Relativitätstheorie, also das nicht-euklidische Wesen des Naturraums „bewiesen" sein; jene Beobachtungen haben aber nur gezeigt, daß die besagte Theorie rein formal nicht unmöglich ist — bewiesen ist sie dadurch nicht. — Vollends verfehlt ist es, wenn in manchen Kreisen aus jenen mathematisch-theoretischen Konstruktionen vorschnell weltanschauliche oder gar ethische Konsequenzen gezogen werden. W. P.

Eingegangene Schriften

Chinesisch-deutscher Almanach für 1927/28. Herausg. v. China-Institut Frankfurt a. M. 50 S. in 4° (prächtig ausgestattet, auch mit Bildern).

Wolf, Erik. Grotius, Pufendorf, Thomasius. Drei Kapitel z. Gestaltgeschichte d. Rechtswissenschaft. Tübingen, Mohr. 1927. 124 S. 5.—.

Huhn, Friedr. Der Beweis vom Dasein Gottes. Berlin, Carl Heymanns Verlag. 1927. 32 S. 2.—.

Müller, Nikolaus. Anatomisches Bilderbuch der Frau. Zeitgemäße Frauenpflege. 2. Aufl. München 1927. (Selbstverlag: München, Wendlstr. 12.) 63 S. 2.—.

Wilken, Folkert. Die nervöse Erkrankung als sinnvolle Erscheinung unseres gegenwärt. Kulturzeitraumes. (Über die Störungen des heutigen Soziallebens.) München 1927. (Bergmann.) 102 S.

Deutsche Juristen-Zeitung. 32. Jahrg., Heft 4 v. 15. Febr. 1927 (enthält u. a. den Aufsatz v. Prof. W. Sauer, Königsberg, über Spinoza).

Schulze, Fritz. Die Leistungsfähigkeit der noologischen Methode Eckens z. Erforschung der Religion. Langensalza 1927. Beyer. 84 S. 1.60.

Zum Sinn. Blätter des Symposionkreises. Schweinfurt a. M. Verlag Giegler. 1. Jahrg., 6. Heft, 24 S. 1.—.

Grab, J. Der Begriff des Nationalen in der Soziologie Max Webers. Karlsruhe, Braun. 1927. 48 S. 2,40.

Wenzl, A. Das unbewußte Denken. Ebenda. 1927. 47 S. 1.20.

Neundörffer, K. Zwischen Kirche und Welt. Frankfurt a. M. 1927. Carolus-Verlag. 179 S. Geb. 5.—.

Neue Aufsätze können zur Zeit nicht angenommen werden. Beiträge zur „Aussprache" sind dagegen stets willkommen.

Adressen der Mitarbeiter dieses Hefts auf der 3. Umschlagseite.

Herausgeber und verantwortlicher Schriftleiter: Univ.-Prof. Dr. A. Messer, Gießen, Stephanstr. 25. — Für Einsendungen, die nicht im Einvernehmen mit der Schriftleitung erfolgen, kann keine Verantwortung übernommen werden. Rücksendung unverlangter Manuskripte erfolgt nur, wenn ausreichendes Porto beiliegt.

Vor kurzem erschien:

Geschlechtsnot und Seelsorge

Die Geschlechtsnot der Gegenwart
und die aus ihr erwachsenden Aufgaben
des Seelsorgers

von

Dr. med. Carl Haeberlin

Bücherei der Christlichen Welt / Preis 2.50 Mark

Die Not der Zeit wächst ins Unermessene. Eines der furchtbarsten Kapitel bespricht die vorliegende Schrift. Wir sehen alle, daß mit kleinen Mitteln hier nichts mehr getan ist. Gesinnungswandel tut not. Priester und Arzt sind in ihrem Wirken heute mehr denn je auf einander angewiesen. Haeberlin zeigt dem Seelsorger die mannigfaltigen Gefahren, denen der heutige Mensch ausgesetzt ist, nennt aber auch die möglichen Hilfen zu ihrer Überwindung.

Für den Priester

als Anleitung für Predigt, Unterricht und Einzel-Seelsorge.

Für Ärzte und Erzieher

Darüber hinaus aber für alle, die sich angesichts der furchtbaren Not irgendwie berufen und verantwortlich fühlen.

Leopold Klotz Verlag / Gotha

Zeitschrift für Deutsche Bildung

Herausgegeben von Dr. Ulrich Peters

Aus dem Inhalt des Juniheftes:

Karl Spittelers Welterlebnis

von Dr. Walter Kühlhorn

Angesichts des Streites um Karl Spitteler ist diese Untersuchung über die Grundidee des Spittelerschen Schaffens, über die innere Grundbestimmtheit seines Wesens nur zu begrüßen. Das Welterlebnis Spittelers gipfelt, wie die Betrachtung seiner Hauptwerke „Prometheus und Epimetheus", „Der olympische Frühling" und „Prometheus der Dulder" erweist, in der Erkenntnis einer dualistischen Welt und diese Erkenntnis führt ihn zu einem pessimistisch-heroischen Weltbild.

Philosophische Lektüre in der Arbeitsgemeinschaft der Prima

Philosophische Arbeitsgemeinschaft in der Prima

von Stud.-Rat Lic. Dr. Bowinckel

Auf Grund von Unterrichtserfahrungen werden die Möglichkeiten eines philosophischen Unterrichts an den höheren Schulen untersucht und in einem Lehrbeispiel aus Lotze praktisch aufgezeigt.

Goethes Führung

von Prof. Eilhard Erich Pauls

In Fortsetzung seiner Beitragsreihe führt Prof. Pauls die lebendige Art seines Deutschunterrichts in der Prima im Zeichen Goethes vor. Es ergeben sich die mannigfaltigsten Anknüpfungspunkte zum geistigen Leben bis hinauf zur Gegenwart. Hier erhalten die Schüler ein sich von Stunde zu Stunde mehr abrundendes Bild deutscher Kultur.

Moderne Lyrik im deutschkundlichen Unterricht

von Dr. Walther Vontin

Die Betrachtung moderner Lyrik im Deutschunterricht hat von der doppelten Aufgabe auszugehen, den Schüler zum künstlerischen „Verstehen" des dichterischen Kunstwerkes zu erziehen und ihm zugleich aus seiner Gestalt heraus zum „Erlebnis" werden zu lassen. Welche Dichtungen für eine solche Einführung in das Wesen des dichterischen Kunstwerkes vornehmlich in Frage kommen, und wie im einzelnen eine solche Betrachtung vor sich zu gehen hat, wird unter Heranziehung der für dieses Gebiet in Frage kommenden Literatur in diesem Aufsatz dargelegt.

Aus dem übrigen Inhalt:

Lyrik. Von Dr. H. Westerburg. **Der Bildungsbegriff Kerschensteiners.** Von Dr. U. Peters. **Walther Classens „Werden des deutschen Volkes" im Geschichtsunterricht.** Von Dr. U. Peters. **Zeitschriftenschau.** Von Dr. H. Th. Becker.

Verlag Moritz Diesterweg, Frankfurt a. M.